

ROSE HARD



**DAS KIND
AUF DEM
SPIELPLATZ**

KURZ-PSYCHOTHRILLER



Das Buch

Was, wenn das Grauen dir gefolgt ist?

Endlich ist es Sophie gelungen, mit ihrer kleinen Tochter Tessa vor ihrem gewalttätigen Ehemann zu fliehen und eine neue Identität anzunehmen. Doch die gewonnene Freiheit wird jäh zerstört, als Tessa spurlos von einem im Wald gelegenen Spielplatz verschwindet. Sophie ist sich sicher, dass ihr Mann dahintersteckt. Dass er sie beobachtet und den richtigen Zeitpunkt abgewartet hat, um die gemeinsame Tochter unter seine Kontrolle zu bringen.

Erwartet Tessa nun die gleiche Gewalt, die Sophie erlebt hat? Oder dient das Mädchen ihm nur als Lockmittel, um seine Frau zurückzuholen und seinen langgehegten Plan endlich zu vollenden?

Die Autorin

Rose Hard, die ursprünglich von der amerikanischen Ostküste stammt, lebt heute in einer abgeschiedenen Kleinstadt in Süddeutschland. Nach einer prägenden Begegnung mit einem Kriminalfall in ihrer Studienzeit, begann sie mit dem Schreiben von spannenden Kurzgeschichten. Aus den ersten Versuchen wurde bald eine Leidenschaft, die sie schließlich in die Welt des Psychothrillers führte. Ihre Protagonisten sind oft gefangen zwischen Realität und Wahnsinn – und genau dort fühlt sich Rose Hard beim Schreiben am wohlsten.

Das Kind auf dem Spielplatz

Rose Hard

Psychothriller

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.rosehard.de,
www.instagram.com/rosehard.autorin,
www.facebook.com/rosehard.autorin und
www.feuerwerkeverlag.de/hard/

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen, Autorennews** und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter

© 2025 FeuerWerke Verlag, Alle Rechte vorbehalten
Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk
Lektorat: Christine Giegerich

Umschlaggestaltung: Anne Gebhardt unter Verwendung von © Adobe Stock – ABCDstock | Mareks | gmstockstudio | Lifestyle Graphic © Envato Elements – dokudokunomi

Mögliche Ähnlichkeiten oder Verwechslungen von fiktiven Charakteren in diesem Buch mit realen Personen sind unbeabsichtigt und ohne realen Bezug.

Alle Texte und Bilder dieses Buches sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte nicht nutzbar.

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1	7
Kapitel 2	13
Kapitel 3	18
Kapitel 4	23
Kapitel 5	26
Kapitel 6	29
Kapitel 7	33
Kapitel 8	37
Kapitel 9	41
Kapitel 10	45
Kapitel 11	49
Kapitel 12	52
Kapitel 13	56
Kapitel 14	60

Kapitel 1

„Mami, guck hier!“ Ich will Tessa gerade noch zurufen vorsichtig zu sein, als ihr kleiner Körper bereits durch die Luft fliegt. Ihre Arme flattern wild umher, und ich halte die Luft an, als ihre Beine für einen Moment höher sind als ihr Kopf. Erst in dem Moment, in dem die Aufwärts- zur Abwärtsbewegung wird, verändert sich auch ihre Körperhaltung. Es kommt mir vor wie eine Ewigkeit, bis sie sicher auf ihren Füßen landet. Die Schaukel, von der sie abgesprungen ist, pendelt hinter ihr aus, und sie grinst mich mit ihrer frischen Zahnücke breit an. „Siehst du, Mami?“, sagt sie und stemmt stolz die Arme in die Seiten. „Ich bin eine Turnerin. Und ich werde meinen Freundinnen beim Sport zeigen, dass ich die beste Turnerin von allen bin.“

Ich breite lachend die Arme aus und spüre den Aufprall, als meine Tochter in mich hineinrennt, nur um von mir herumgewirbelt zu werden. Mir ist schwindelig, als ich sie absetze, doch sie steht sicher vor mir, als hätte ich sie nie im Kreis gedreht. „Das bist du“, sage ich und gehe in die Hocke. „Du. Bist. Die. Beste. Turnmaus. Von. Allen.“ Ich spreche jedes Wort wie einen einzelnen Satz, stupse ihr dazwischen mit dem Zeigefinger auf die kleine Stupsnase, bevor sie sich umdreht und lachend wegläuft. „Meine Freundinnen“ hat sie gesagt, und Stolz breitet sich in mir aus. Sie trägt denselben Optimismus in sich, der lange Zeit auch zu meinem Wesen gehört hat. Nach den Herbstferien wird sie „die Neue“ in der ersten Klasse sein. Ein Mädchen, das erst vor wenigen Wochen in den winzigen Vorort gezogen ist – etliche Kilometer von ihrem alten Zuhause getrennt – und das noch niemanden kennt. Ein Mädchen, das seine alten Freundinnen niemals wiedersehen darf und dennoch fröhlich und ohne Angst jedem

einzelnen Kuscheltier sein neues Zimmer gezeigt hat.

„Kommt Tante Laura noch?“ Tessas Stimme hallt über den Spielplatz, doch ich schüttele den Kopf. Oft haben wir die letzten Tage gemeinsam hier verbracht, haben uns unterhalten und uns besser kennengelernt. Laura, deren Schicksal ähnlich grausam ist wie mein eigenes, wenn auch auf eine ganz andere Weise. Ich habe es ihr angesehen, als wir uns das erste Mal beim Einkaufen begegneten, und sie muss es mir angesehen haben. Doch obwohl wir uns inzwischen so gut kennen, dass meine Tochter sie als „Tante Laura“ bezeichnet, weiß sie noch immer nicht, wieso ich mit Tessa hierhergezogen bin. Sie drängt mich nicht, lässt mir Zeit, bis ich es irgendwann erzählen kann – eine ihrer besten Eigenschaften.

Ich werde aus meinen Gedanken gerissen, als mein Handy klingelt. Wie immer, wenn ich den Klingelton höre, beschleunigt sich mein Herzschlag. Ich erwarte, die Nummer meines Mannes zu sehen und atme erleichtert die angehaltene Luft aus, als ich sehe, dass es sich um eine unterdrückte Nummer handelt. Ich werfe einen kurzen Blick auf Tessa, die in diesem Moment die Rutsche herunterrutscht und deren Füße ihren Körper beim Aufkommen so abrupt stoppen, dass sie sich auf dem Boden überschlägt. Ich winke ihr zu, als sie sich lachend zu mir dreht, und nehme den Anruf an.

„Sophie Meyer?“ Wie immer, wenn wir miteinander sprechen, klingt die Stimme des Mannes am anderen Ende rau und fremd. Und wieder läuft mir eine Gänsehaut den Nacken hinunter, als ich den ebenso fremden Namen höre.

„Einen Moment“, bitte ich den Mann und drehe mich zurück zu Tessa. „Schatz, Mami muss kurz telefonieren. Du spielst hier schön, hörst du?“ Ein Grinsen breitet sich auf dem Gesicht meiner Tochter aus, und ich sehe, wie sich der lose Schneidezahn in ihrem Mund vollständig nach oben klappt, als sie mit der Zunge dagegendrückt. Auf ihren Schulfotos wird sie eine Zahnücke haben. Ich warte, bis sie endlich nickt, und drehe ihr den Rücken zu.

„Ja?“, sage ich ins Handy und höre, was der Mann zu sagen hat. Doch die Leitung bleibt still. Ich sehe verwirrt aufs Display und erkenne, dass

der Anruf beendet wurde. Ich gehe in die Anrufliste und will die Wahlwiederholung drücken, bis mir einfällt, dass das nicht möglich ist. Niemals würde der Mann am anderen Ende seine Telefonnummer preisgeben. Nach unserem ersten persönlichen Gespräch hat er sich stets mit unterdrückter Nummer gemeldet. Ich schmecke das Adrenalin, das sich in meinem Mund ausbreitet. Es muss der Anruf sein, den ich seit Wochen herbeigesehnt habe. Und jetzt kann ich die Anspannung kaum noch aushalten. Ich werfe einen Blick auf die Balken am oberen Bildschirmrand und erkenne, dass mein Empfang schlecht ist. Ich drehe mich erneut zu meiner Tochter und rufe: „Du bleibst hier, hörst du? Ich bin gleich wieder da.“ Dann eile ich in Richtung des lichter werdenden Waldrandes, und endlich kommt der Anruf durch.

„Ihre Papiere sind fertig. Wohin darf ich sie senden?“, fragt der Mann, ohne auf die Unterbrechung einzugehen.

Ich nenne ihm die Packstation, an die er den unauffälligen Brief mit meinem neuen Leben darin schicken soll. Ein Leben, das mich einen großen Teil des Erbes meiner Eltern gekostet hat. Geld, das ich niemals anrühren wollte, waren sie doch mit schuld daran, dass ich in dieses verkorkste Leben geraten bin. Und dennoch hatte ich keine Wahl. Ich hatte sofort handeln müssen, und dafür habe ich Geld gebraucht. Ich will schon auflegen, als der Mann mich mit seinen nächsten Worten aus dem Konzept bringt. „Sie sind eine starke Frau, Sophie. Ist Ihnen das bewusst?“

Bilder schießen mir in den Kopf. Bilder vom wutverzerrten, roten Gesicht meines Mannes, der meine Schultern in seinen Händen hält und mich schüttelt. Bilder von seiner zur Faust geballten Hand, die auf mich zuschnellt und ihr Ziel niemals verfehlt. Bilder von meiner aufgeplatzten Lippe und zugeschwollenen Augen, die ich im Spiegel mit Haushaltsmitteln versorge, um den Arztbesuch zu umgehen.

„Sophie?“ Der Mann reißt mich aus meinen Gedanken, und ich sehe das Loch, das meine Schuhspitze im Waldboden hinterlassen haben muss. „Ich meine es ernst. Sie haben die richtige Entscheidung getroffen. Für sich und Ihre Tochter.“ Es klickt in der Leitung, bevor sie verstummt. Ich atme durch die Nase ein, zähle langsam bis vier, halte die Luft an, zähle bis vier

und atme durch den Mund aus, während ich bis acht zähle. Diesen Vorgang wiederhole ich drei Mal, bis ich das Gefühl habe, die Panik in den kleinen Winkel, aus dem sie hervorkam, zurückgeschoben zu haben. Ich bin in Sicherheit. Tessa ist in Sicherheit. Und das ist das Wichtigste. Ich weiß, dass ich die richtige Entscheidung getroffen habe, erinnere mich daran, wie es ist, als Kind zu beobachten, wenn der Vater die Mutter schlägt, selbst, wenn ich als Kind niemals geschlagen wurde. Immer und immer wieder kamen die Ohrfeigen, härter und fester. Und dennoch habe ich mir denselben Typ Mann gesucht, der mein Vater gewesen war.

Noch immer kann ich nicht verstehen, wie ich es so weit habe kommen lassen können. Ich kann die kindliche Angst noch spüren, die mich überkam, wenn mein Vater meine Mutter schlug. Doch dann ist es irgendwann normal geworden, ein alltägliches Bild – zwar unschön, aber irgendwie auch unumgänglich. Wie lang hätte es noch gedauert, bis Tessa es als normal empfunden hätte? Habe ich noch rechtzeitig den Absprung geschafft? Auf keinen Fall habe ich ihr Bild einer Familie so sehr verschieben wollen. Und doch habe ich es getan. Ich weiß, dass Kinder, deren Eltern gewalttätig waren, gefährdeter sind, selbst einmal in den immerwährenden Strudel aus Gewalt und Brutalität hineinzurutschen, und hoffe, dass es bei ihr noch nicht zu spät ist. Ich selbst war nicht mehr in der Lage, die ersten subtilen Anzeichen von Simons Gewalt zu erkennen, weil ich doch so viel Schlimmeres gewohnt war. Kurze Kommentare über meine Untauglichkeit als Ehefrau und Mutter zuerst. Erniedrigungen vor unseren Freunden, bis ich aus Scham zustimmte, den Kontakt abubrechen. Die erste Ohrfeige, als ich die Weihnachtsgans verbrennen ließ. All die Schläge, die danach folgten. Die geschickt platzierten Lügen, wenn ich den Besuch beim Arzt nicht umgehen konnte. Doch dann kam die Wende. Denn wenn ich auch nicht immer die richtigen Werte von meinen Eltern gelernt habe, war eines vollkommen klar. Niemand von ihnen hat mich angerührt – ich war tabu. Gerade meine Mutter hat mich geliebt, mich stark gemacht, obwohl sie es selbst nicht war. Und auch für meinen Vater, von dem ich nicht weiß, ob er etwas wie Liebe empfinden konnte, gab es diese klare Grenze. Als Simon unserer gemeinsamen

Tochter ins Ohr kniff, es herumdrehte, bis es sich erst rot und dann blau verfärbte, wurde ich schließlich aus meiner Trance gerissen. Noch heute höre ich ihren Schrei, der mir endlich den Mut gab, Simon zu verlassen.

Ich schüttelte den Kopf und straffe die Schultern. All das ist vorbei, Vergangenheit. Denn auch, wenn ich meinen Werten all die Jahre über nicht treu geblieben bin, würde ich niemals zulassen, dass er sich an unserer gemeinsamen Tochter vergeht. Emmi war ...

Ich schlucke und lache verbittert in mich hinein. Es wird noch eine Weile dauern, bis ich mich an ihren neuen Namen gewöhnen werde – an unsere neuen Namen. Doch Tessa wird ein gutes Leben haben. Ein Leben mit einer starken Mutter. Ein Leben, in dem sie frei von Sorge und Angst ihren Freundinnen erzählen kann, dass sie die beste Turnerin der Welt ist. Ich lächle und drehe mich zurück in Richtung Spielplatz, gehe wieder tiefer in den Wald hinein, bis ich am Rand des Spielplatzes ankomme.

Meine Blicke huschen zur Schaukel, die sich kaum merklich im seichten Herbstwind bewegt. Sie gehen die Leiter der Rutsche hinauf und die Rutschfläche hinab. Ich spüre, wie mein Lächeln auf meinen Lippen einfriert, wie sich mein Hals zuschnürt, als mein Körper sich wie von selbst in Bewegung setzt. „Emmi?“ Ich rufe ihren Namen, bevor ich mich daran erinnern kann, dass sie jetzt „Tessa“ heißt, doch sie antwortet nicht. Ich renne zur Rutsche, um in die dahinterliegende Sandkiste sehen zu können, und weiß bereits, dass sie nicht dort ist. Sie war noch nie das Kind, das gern im Sand gespielt hat, hat schon immer den freien Fall der Rutsche und die Schwerelosigkeit auf der Schaukel mehr genossen. „Tessa!“ Dieses Mal ist meine Stimme schriller, mein Schrei lauter als zuvor. Ich drehe mich wild im Kreis – wie vor wenigen Minuten, als ich sie umhergewirbelt habe. Ich schaue zu den Bäumen, die den Waldspielplatz umgeben, und spüre Wut in mir aufsteigen. „Das ist nicht witzig, Tessa“, rufe ich in der Erwartung, sie im nächsten Moment hinter den Bäumen hervorkommen zu sehen. Sie wird mich auslachen und erst dann verstehen, dass ihr Witz alles andere als lustig ist. Und dennoch wird sie nicht verstehen, dass die Panik, die ihr Verschwinden in mir auslöst, allumfassend ist – von jedem Teil meines Körpers Besitz ergreift und mich

in ihren Klauen gefangen hält. „Komm raus“, bettelt ich. „Ich mache mir Sorgen.“ Meine Sinne scheinen gleichermaßen geschärft und geschwächt zu sein. Ich sehe jedes Blatt an den Bäumen und doch verwischen die Stämme vor meinen Augen. Ich höre das leise Pfeifen des Windes, das Knacken, als ich auf einen Zweig trete, meine eigenen Schritte. Doch die Geräusche werden durch ein stetiges Rauschen in meinen Ohren übertönt.

„Emmi!“ Ich höre die Hysterie in meiner Stimme, renne los, mitten in den Wald hinein, ohne eine Ahnung zu haben, welche Richtung die richtige ist. Und während ich weiterrenne, habe ich nur einen Namen im Kopf. „Simon“. Immer wieder. „Simon“. Im Takt meiner Füße donnert er in meinem Kopf und wird mit jedem Schritt zur größeren Gewissheit. „Simon“, „Simon“, „Simon“. Ich will den Gedanken abschütteln, dass er zurückgekommen ist, und doch kann ich es nicht. Es ist die einzig logische Erklärung. Er hat es mir gesagt. Immer und immer wieder. Hat mir gesagt, dass er mich niemals gehen lassen wird. Simon. Er hat uns gefunden. Simon ist da und hat sich Emmi geschnappt, um uns nach Hause zu holen.

Kapitel 2

„Laura? Ich brauche deine Hilfe! Emmi ist verschwunden.“ Es hat drei Anläufe gebraucht, bis ich das Freizeichen endlich gehört hatte. Immer wieder hatte ich noch im Wählen aufgelegt, war erneut in den Wald hineingerannt, in der Hoffnung, meine Tochter doch noch lachend zwischen den Bäumen hervorstechen zu sehen. Doch nachdem die Zeiger auf meiner Uhr unnachgiebig weitergeschritten waren, hatte ich mir nichts mehr vormachen können.

„Emmi?“ Die Frau am anderen Ende klingt alarmiert, muss meine Not an meiner Stimme erkannt haben, obwohl meine Worte in ihren Ohren keinen Sinn ergeben konnten.

„Tessa“, verbessere ich mich und bin dankbar, dass sie nicht nachhakt. Mein ganzer Körper bebt, und ich rieche den stechenden Angstschweiß, der mein Oberteil mehr und mehr durchweicht. Wie von selbst huschen meine Finger zur hinteren Tasche meiner Jeans. Ein Automatismus aus der Zeit, in der ich noch geraucht habe und die Zigarette vor allem in Stresssituationen wie ein rettender Strohhalm wirkte.

„Tessa ist weg?“, hakt Laura nach, und ich höre einen Hauch von Vorwurf in ihrer Stimme. Ich schließe die Augen und schnappe nach Luft. Natürlich muss sie diese Nachricht als Hohn empfinden. In den Wochen, in denen wir uns kennengelernt haben, hat sie mir offen von ihren Fehlgeburten erzählt. Die erste vor sechs Jahren, zwei weitere im Verlauf der nächsten Jahre. Sie hat drei Kinder ohne Schuld verloren. Dass ich nicht in der Lage bin, auf Tessa aufzupassen, muss sich für sie wie ein Tritt in die Magengrube anfühlen.

„Seit wann?“ Schon mit ihrem nächsten Satz ist der Vorwurf aus ihrer Stimme verschwunden, ist aufkeimender Sorge gewichen. Sie hat meine

Tochter im Laufe der letzten Wochen kennengelernt. Und auch, wenn Laura sich mir gegenüber schnell geöffnet hat, habe ich ihr nichts von unserer Geschichte erzählt. Niemand wird jemals erfahren, weshalb wir aus unserer alten Heimat verschwinden mussten. Aus meinen wunderschönen Bergen, von denen ich dachte, dass ich niemals ohne sie leben könnte. Tessa würde nichts erzählen. Im Laufe ihrer Kindergartenzeit ist sie eine Meisterin darin geworden, sich ein bilderbuchmäßiges Familienleben auszumalen. Wann immer sie ihren Freundinnen von ihrem liebevollen Vater erzählt hat, kam es mir so vor, als lebte sie tatsächlich in einer Traumwelt, in der Männer keine Frauen schlugen und ihren Kindern nicht ins Ohr kniffen. Es wird ihr nicht schwerfallen, die neu eingeübte Geschichte der alleinstehenden Mutter an ihre neuen Freunde zu verkaufen. Ich habe mir geschworen, dass es die letzten Lügen sein werden, die sie einüben und verbreiten muss. Von jetzt an wird sie eine starke Mutter haben. Eine Mutter, die ihr das Leben bietet, das ein Kind in ihrem Alter verdient hat.

„Sophie! Seit wann ist Tessa verschwunden?“ Ich kneife die Augen zusammen und versuche, die Ziffern auf meiner Armbanduhr zu erkennen. Und obwohl ich nicht geweint habe, verschwimmen sie vor meinen Augen. Meine Adrenalinreserven habe ich vollständig aufgebraucht, als ich durch den Wald gerannt bin, um mein Mädchen zu finden.

„Ungefähr eine Stunde“, sage ich und höre selbst, wie matt meine Stimme klingt.

Die Stille breitet sich in der Leitung aus wie zäher Kleister, und ich kann unmöglich sagen, wie lang sie anhält, bevor Laura fragt: „Wo bist du jetzt?“ Ich nenne den Namen des Spielplatzes, an dessen Rand ich kauere und der nur wenige hundert Meter von ihrem Haus entfernt ist. Sie war es, die ihn mir gezeigt hatte. „Hier ist es schön ruhig, selbst, wenn die anderen Spielplätze überlaufen sind“, hatte sie gesagt. Es klickt in der Leitung. Laura braucht mir nicht zu sagen, dass sie sich auf den Weg macht. Ich weiß es bereits, als sie wortlos auflegt.

Ich schrecke zusammen, als ich die warme Hand auf meiner Schulter

spüre, steht sie doch so sehr im Kontrast zur eiskalten Hand, die mein Herz umklammert hält. Ich drehe mich um und sehe in die honigfarbenen Augen der Frau, die mein einziger Anker zu sein scheint. Ich spüre das dumpfe Pochen in meiner Stirn. Das leichte Brennen, das die Baumrinde hinterlassen hat, weil ich meinen Kopf zu fest gegen sie gedrückt habe. Überall gibt es überfüllte Spielplätze, auf denen irgendjemand das Verschwinden meiner Tochter bemerkt hätte. Und obwohl ich mir den kleinen abgelegenen Spielplatz zwischen den Bäumen ganz bewusst ausgesucht habe, wünschte ich, ich hätte mich anders entschieden. Ich hatte gehant, dass die großen Plätze an einem frühherbstlichen, sonnigen Tag wie heute überfüllt sein würden, und genau zu diesem Zweck hatte Laura mir doch den kleinen Waldspielplatz gezeigt. Aus meiner Angst heraus, dass ich Tessa in der Menge aus dem Blick verlieren könnte, dass sich ein Mann zwischen die Menschen mischen und uns beobachten würde, hatte ich den kleinen, übersichtlichen Spielplatz gewählt. Absurde Ängste und dennoch unauslöschlich. Jetzt wünsche ich mir, wir wären dort gewesen. Irgendjemand hätte meine Kleine gesehen, hätte mir sagen können, wohin sie gegangen ist. Die Tatsache, dass wir uns allein auf dem kleinen, unbelebten Spielplatz befunden haben, bewirkt nun das Gegenteil.

„Schon wieder die falsche Entscheidung“, sage ich und beiße mir auf die Unterlippe. Laura sieht mich fragend an, doch ich winke ab.

„Wo hast du Tessa zuletzt gesehen?“, fragt sie, und ich deute mit dem Daumen hinter mich.

„Drüben auf der Rutsche.“ Sie nickt und macht sich ohne weitere Fragen auf den Weg in den zuerst lichten und dann dichter werdenden Wald. Wir bleiben vor dem Spielplatz stehen, und ihre Augen wandern über die Spielgeräte, als hätte ich sie nicht selbst inzwischen etliche Male mit meinem Blick abgetastet.

„Tessa?“ Ihre Stimme ist laut und kräftig wie immer und wird doch vollständig von den dunklen Schatten der Bäume verschluckt. „Tessa. Deine Mutter macht sich Sorgen.“ Meine weit aufgerissenen Augen wandern die Baumreihen entlang. Noch immer verdränge ich, was geschehen ist, obwohl der Name inzwischen im Rhythmus meines

Herzschlags in meinem Kopf dröhnt. „Simon“, „Simon“, „Simon“. „Tessa!“ Laura dreht sich im Kreis, wie ich es vor einer gefühlten Ewigkeit getan habe. Ich lege die Hände vor den Mund, spüre, dass all die Panik in einem Schrei herauskommen will, halte ihn mit aller Kraft zurück. Jetzt ist keine Zeit für nackte Panik. „Ich rufe die Polizei“, sagt Laura, und ihre Hand wandert zu ihrer Hosentasche, in der sie stets ihr Handy bei sich trägt.

Ich reiße die Augen auf und greife nach ihrer Hand. Für mich war vollkommen klar, dass wir die Polizei nicht rufen werden. Unsere neuen Papiere sind noch nicht da, und die Beamten werden Fragen stellen, weshalb Tessa und ich auch nach Wochen noch nicht gemeldet sind. Weshalb ich sie seit unserem Umzug nicht in die Schule gegeben habe. Was soll ich ihnen sagen? Dass ich Zeit brauchte, um meiner Tochter einzuschärfen, wie unser angebliches gemeinsames Familienleben bisher stattgefunden hat? Dass wir warten mussten, bis sie auf die Frage nach ihrem Namen intuitiv „Tessa“ sagt und nicht „Emmi“? Dass ich sie ohne die neuen Papiere nicht an der neuen Schule anmelden konnte? Die Beamten würden nicht verstehen, dass ich unmöglich den legalen Weg wählen konnte. Den Weg, auf dem ein Stück Papier meinem Mann verbietet, sich meiner Tochter und mir zu nähern. Einem Mann, der selbst Polizist ist – der „Freund und Helfer“, der sich während der Schicht um das Wohl der Nachbarn kümmert und sich anschließend an seiner Frau vergeht. Simon würde mich noch schlagen, selbst, wenn eine dicke Glasscheibe zwischen uns wäre. Er würde einen Weg finden, zu mir zu gelangen. Und dieses Mal wird er mich töten. Das hat er mir bereits mehrfach angekündigt, doch nachdem ich mit unserer Tochter geflohen bin, wird er es wahrmachen. Und zuvor wird er sich Tessa vornehmen.

„Keine Polizei!“ Ich sehe die Verwirrung in Lauras Blick. „Keine Polizei!“, wiederhole ich, und endlich habe ich das Gefühl, wieder klar denken zu können. Ich weiß, was ich tun muss, um Tessa zurückzubekommen. Simon hat sich unsere Tochter als Köder genommen. Er wird nach Hause fahren und in Seelenruhe auf mich warten. Und ich werde ihm den Gefallen tun. Ich werde zu ihm kommen. Doch dieses Mal

werde ich nicht sein Opfer sein.

Kapitel 3

Auf und ab. Auf und ab. Gedanken sortieren. Überlegen.

Es hat mich alle Kraft gekostet, die ich habe, nicht ins Auto zu springen und in die Berge zu rasen. Nur das Wissen, dass Simon mir unsere Tochter niemals geben wird, hilft mir dabei, eine Strategie zu entwickeln. Ich greife zum Handy und rufe meinen Kontaktmann an. Wenig später klingelt mein Handy, und ein weiteres Mal erscheint die Ansage „unbekannte Nummer“ auf dem Display. „Sophie Meyer?“ Der Mann mit der tiefen Stimme klingt irritiert. Schließlich hätte er nach Abschluss seines Auftrags nichts mehr von mir hören sollen. Sein Geld hat er bereits als Vorauszahlung erhalten, und damit wäre das Thema nach seinem Anruf heute Vormittag eigentlich erledigt gewesen. Dass mein Kontaktmann ihm sagte, dass er mich noch einmal anrufen müsste, irritiert ihn zu Recht.

„Ich brauche Ihre Hilfe.“ Leise berichte ich ihm, was nach unserem Anruf geschehen ist und höre selbst, wie neutral meine Stimme klingt. Vollkommen sachlich, als würden wir übers Wetter sprechen.

„Und Sie sind sich sicher, dass Ihre Freundin nicht zur Polizei gehen wird?“, hakt er nach. Er klingt skeptisch, und ich kann es ihm nicht verübeln. Ich selbst ärgere mich darüber, Laura ins Boot geholt zu haben. Ich hätte wissen müssen, dass sie zuerst die Polizei einschalten wollen würde. Ein selbstverständliches Handeln, wenn man Tessas und meine Geschichte nicht kennt.

„Ich bin mir sicher“, bestätige ich. Erstaunlicherweise hat es nicht lang gedauert, bis Laura das Handy wieder eingesteckt hat. „Ich habe ihr gesagt, dass meine Tochter schon häufiger ausgerissen ist, aber immer kurze Zeit später zurückkommt. Und dass ich nicht möchte, dass sie schon in der ersten Zeit nach ihrer Ankunft in der neuen Heimat als Ausreißerin

stigmatisiert wird.“ Die Stille in der Leitung ist greifbar. Ich höre, wie der Mann am anderen Ende nachdenkt, einen Haken sucht. Und natürlich hakt die Geschichte von vorn bis hinten. Wieso sollte ich so panisch reagieren, wenn Tessa tatsächlich häufiger wegliefe? Wieso renne ich durch die Gegend und frage Passanten, ob sie meine Tochter gesehen haben? Wieso trägt sie nicht längst einen Tracker, mit dessen Hilfe ich ihren Aufenthaltsort bestimmen könnte? Laura hätte meiner Tochter an meiner Stelle sicher sogar einen Chip unter die Haut pflanzen lassen, aus Angst, sie zu verlieren. Und ich selbst würde es ja ebenso machen. „Helfen Sie mir?“ Ich schmecke das Blut auf meiner Lippe und weiß nicht, woher es stammt. Die nächsten Sekunden ziehen sich erneut in die Länge, und ich will schon auflegen. Doch dann endlich höre ich den tiefen Atemzug, bevor der Mann zu sprechen beginnt.

„Sie werden Ihre Bekannte anrufen und ihr sagen, Ihre Tochter sei wieder aufgetaucht. Haben Sie das verstanden?“ Ich ärgere mich, dass ich nicht selbst auf die Idee gekommen bin.

„Und wenn sie Tessa sprechen oder sehen möchte, sage ich ihr, dass sie Hausarrest hat, weil sie wieder weggelaufen ist“, ergänze ich. „Wird erledigt, sobald wir hier fertig sind.“

„Wie sicher sind Sie, dass Ihre Tochter bei Ihrem Mann ist?“ Ich atme erleichtert aus. Der Mann am anderen Ende ist an Bord.

„Vollkommen sicher. Sie läuft niemals weg. Er hat geschworen, dass er uns töten wird. Er ist Polizist“, zähle ich die unumstößlichen Fakten auf. „Ich bin mir sicher, dass er uns suchen lässt, seitdem wir weg sind. Ich muss einen Fehler gemacht haben. Er hat uns gefunden.“

„Wir haben vorhin nicht besonders lang telefoniert“, unterbricht der Mann meine Ausführungen. „Und Ihre Tochter hat Angst vor Simon. Wie soll er es geschafft haben, das Mädchen so schnell vom Spielplatz zu entfernen, noch dazu, ohne Ihre Aufmerksamkeit zu erregen?“

Ich spüre die Wärme in meinen Wangen, doch jetzt ist keine Zeit für Scham. „Unser Gespräch wurde unterbrochen“, erinnere ich ihn. „Ich war in einem Funkloch. Ich hatte einen abgeschiedenen Spielplatz ausgesucht, auf dem wir allein waren, und bin ein Stück weggegangen, um Netz zu

bekommen.“ Jetzt steigen mir doch Tränen in die Augen. Die sachliche Neutralität ist vorüber. „Ich habe sie nicht im Blick gehabt“, gestehe ich den wohl größten Fehler, den ich je gemacht habe. Und ich habe so viele Fehler gemacht. „Außerdem hatte ich anschließend eine Panikattacke“, räume ich meine letzte Schuld ein. „Ich habe meine Übung gemacht, um die Attacke loszuwerden, und das braucht etwas Zeit.“ Wie lang? Wie lang habe ich meine Tochter allein spielen lassen? Unbeaufsichtigt. Trotz der Gefahr, die stets wie ein Damoklesschwert über uns schwebt. Waren es drei Minuten? Vier? Meine Atmung wird schneller, und ich spüre, wie sie sich rasant zu einem Hyperventilieren entwickelt. Doch in der Leitung ist es still. Zäh wie Kleister breitet sich die Stille zwischen uns aus. Dieses Mal spüre ich den stechenden Schmerz, als meine Zähne sich in meine Unterlippe graben.

„Dennoch ist es ein enormes Risiko, ein Kind mitten am Tag vom Spielplatz zu entführen“, spricht der Mann schließlich das Offensichtliche aus. „Simon müsste sie bereits vor längerer Zeit ausfindig gemacht haben, Sie beobachtet haben. Und Sie können sicher sein, dass meine Leute keinerlei Spuren hinterlassen. Wir hinterlassen niemals Spuren.“ Ich will abwinken, will ihm sagen, dass ich ihm keine Schuld an dem gebe, was geschehen ist. Doch er spricht bereits weiter. „Er muss Sie beobachtet haben, Ihnen zum Spielplatz gefolgt sein. Er muss um Ihre Panik gewusst und den Moment gezielt abgepasst haben. Er muss dafür gesorgt haben, dass die Entführung lautlos vonstattengeht. Halten Sie das nicht auch für ausgesprochen unwahrscheinlich, Sophie?“

Ich spüre das Lachen, das meine Kehle hinaufwandert, stecken bleibt und als erstickter Laut herauskommt. „Vor drei Jahren hat Simon mir das Jochbein mit seiner Dienstwaffe zertrümmert“, sage ich, und die robotergleiche Monotonie ist in meine Stimme zurückgekehrt. „Er hat mich in die Klinik begleitet, meine Hand gehalten.“ Meine Finger wandern zu der blassen Narbe, die nach der mehrstündigen Operation zurückgeblieben ist. „Als Ausrede hat der klischeeartige Treppensturz herhalten müssen. Und als ich bei meinem Bericht fast vor Nervosität verging, hat er den Arzt seelenruhig angelächelt. Er musste seine

Nervosität nicht unterdrücken, verstehen Sie? Er. Hat. Keine. Empfundene.“ Ich spreche jedes einzelne Wort wie einen vollständigen Satz. Der Mann am anderen Ende muss verstehen, um welche Art Mensch es sich bei meinem Ex-Mann handelt. Er muss es verstehen. „Bevor ich entlassen wurde, habe ich versucht, einer Schwester die Wahrheit zu sagen. Für einen Moment sah es so aus, als würde sie mir glauben, doch noch am Nachmittag kam sie herein. Sie wirkte wütend. Als ich fragte, ob sie mir helfen würde, wandte sie sich ab. Bevor sie rausging, sagte sie, dass Frauen wie ich solche Frauen, die tatsächlich Gewalt erlebten, in eine schwierige Lage bringen würden. Simon hat mit seinem Dienstaussweis gewedelt und in seiner charmanten Art alles unter den Tisch gekehrt. Er kam mit Flyern herein, die psychisch labilen Frauen wie mir helfen sollten – schließlich hatte sich der angebliche Treppensturz inzwischen in einen Selbstmordversuch verwandelt, den Simon und ich vertuschen wollten in der Hoffnung, es zusammen in den Griff zu bekommen. Die Schwester hatte ihm den Arm gestreichelt. Sie sagte, dass es mir schaden würde, wenn wir meine Lage verschleierten. Als wir zu Hause waren, brach er mir das Jochbein ein weiteres Mal.“ Ich schließe die Augen, höre das Knacken, das ich niemals wieder vergessen werde, erneut. „Dieses Mal gingen wir nicht mehr zum Arzt.“

„Und was hat das mit Ihrer Tochter zu tun?“ Ich will aufstöhnen. Ist es noch immer nicht offensichtlich? Dass Simon zu einfach allem imstande ist? Ich hatte gehofft, mir den Rest sparen zu können, doch scheinbar muss der Mann noch den Schluss der Geschichte wissen.

„Damals hatten wir noch Freunde“, sage ich. „Er hat sie für den Tag nach meiner Entlassung zum Abendessen eingeladen.“ Ich erinnere mich an den Duft des Steaks, als wäre es gestern gewesen. Steak, das ich aufgrund der Schwellung in meinem Gesicht nicht essen konnte, und dennoch zubereiten musste, um Simon die Präsentationsfläche zu bieten, die er brauchte. „Er hat ihnen von meinem Unfall erzählt, hat Witze auf meine Kosten gemacht und mir damit einmal mehr klargemacht, wie allein ich bin. Simon liebt das Risiko. Er würde unsere Tochter sogar aus einer voll besetzten Zirkusaufführung von der Manege entführen, wenn er einen

geeigneten Weg finden würde.“ Endlich scheint der Mann am anderen Ende verstanden zu haben.

„In Ordnung“, stimmt er zu, und ich rutsche rücklings an der Zimmerwand hinunter. „Wie kann ich Ihnen helfen?“

Kapitel 4

Ich drücke die rote Taste und atme aus. Noch immer sitze ich an die Wand gelehnt da. Doch auch der zweite Anruf war erfolgreich, ein weiteres Etappenziel geschafft. Laura klang skeptisch, als ich ihr sagte, dass Tessa wieder aufgetaucht sei. Ein Hauch Vorwurf schwang nun, wo der Schrecken verraucht war, wieder in ihrer Stimme mit, als sie mir von Trackern erzählte, mit dem man seine Kinder im Auge behalten konnte. Ich hatte mir Mühe geben müssen, nicht laut aufzulachen. Wenn meine Lüge wahr wäre, hätte ich ihr persönlich eine Fußfessel angelegt, doch Laura konnte nicht wissen, dass das alles in unserem Fall nichts nützen würde.

Dieses Mal zittern meine Finger nicht, als ich die Nummer wähle. Ich habe sie schon lang nicht mehr gewählt, doch heute muss ich. „Ja?“ Ich atme erleichtert aus, als die Frau am anderen Ende sich mit ihrer dünnen Stimme meldet. Sofort habe ich ihr Gesicht im Kopf. Ihr von Falten durchzogenes Gesicht, auf dem stets ein Hauch Make-up gelegen hat. Ein dünner Kajalstrich und die fein betonten Wimpern. Die hochgesteckte Frisur, die ihr Gesicht jeden Tag weiß wie Schnee umrahmte. Niemals ging sie auf die Straße, wenn sie sich nicht zurechtgemacht hatte. Simon hatte sie stets als die „feine Dame von nebenan“ betitelt.

„Helen?“ Ich weiß, dass sie es ist, und dennoch muss ich nachfragen.

„Aber ja, Kindchen.“ Ich höre das Lächeln in ihrer Stimme. Das Lächeln, das sich jedes Mal ausbreitete, wenn sie mich sah. Schon immer hat Wissen in ihren Augen gelegen. Niemals war es ein Vorwurf, niemals anklagend. Und doch haben wir nie darüber gesprochen, was in meinem Haus geschehen ist. Bis zu dem Tag, an dem ich mit gepackten Koffern das Haus verließ. Simon war zur Arbeit gegangen, hatte mir aufgetragen,

Burger zum Mittag zuzubereiten. Er hatte Emmi zur Schule gefahren, und ich kann mir nur vorstellen, wie er ihr eingebläut hat, nicht zu erzählen, dass er sie am Ohr gezogen hatte. Im Auto musste er ihr eine Ausrede eingetrichtert haben, wieso das Ohr sich blau verfärbt hatte. Ich hatte die Burger Pattys geformt. Eine stumpfe Angelegenheit. Rindfleischklumpen entnehmen und zwischen den Händen drehen. Immer weiterdrehen, bis sich ein Ball geformt hat. Den Ball zusammendrücken, bis die Form so ist, wie Simon sie gern mag. Nicht zu groß und nicht zu klein, damit sie perfekt auf den Burger passt. Nicht zu dick, damit sie innen nicht mehr roh ist, aber auch nicht zu dünn, damit sie nicht trocken wird. Ich habe die Pattys geformt, bis das ganze Hack verbraucht war. Ich habe sie mit Klarsichtfolie abgedeckt und in den Kühlschrank gestellt. Dann habe ich zwei Koffer geholt und das Nötigste für Emmi und mich gepackt.

„Valentine? Schätzchen?“ Die Stimme der alten Frau holt mich aus meinen Erinnerungen.

„Hast du etwas bemerkt?“, frage ich und versuche, den Kloß in meinem Hals hinunterzuschlucken. Es gelingt mir nicht.

„Ich habe erst gestern nachgeschaut“, sagt Helen und klingt stolz. „Jeden Tag schaue ich, was er treibt.“ Trotz allem breitet sich ein Lächeln auf meinem Gesicht aus. Helen ist genau die Art Frau, die stundenlang am Fenster sitzt und nach draußen schaut. Doch seitdem es soziale Medien gibt, tut sie das nicht mehr ohne Handy in der Hand. „So kann ich auch die im Auge behalten, die nicht vorbeilaufen“, hatte sie vor Jahren einmal im Scherz zu mir gesagt. Genau deshalb hatte sie mir versprochen, Simons Social-Media-Kanäle im Auge zu behalten, als sie mich mit gepackten Koffern ins Auto steigen sah. Sie war hinübergeseilt und hatte mich in ihre Arme gezogen. „Ich passe auf, was hier geschieht“, hatte sie mir ins Ohr geflüstert und mir mit ihren knöchernen Fingern über den Rücken gestrichen. „Ich werde den Mistkerl nicht aus den Augen lassen.“

Dass ich meine nahezu ungenutzten Accounts löschen musste, stand außer Frage. Doch weil Simon von Anfang an nahezu alles, was er trieb, veröffentlichte – alles, abgesehen von seiner brutalen Seite –, war ich erleichtert gewesen, dass Helen einen Blick auf seine Seiten werfen würde.

Ich hatte nie verstehen können, wieso man sein Privatleben veröffentlicht, sich ein Paralleluniversum schafft, auf dem nur die Sonnenseite des Lebens zu sehen ist. Aber das mag auch damit zusammenhängen, dass ich mich größtenteils im Schatten verbergen musste.

„Gestern hat er Bilder aus eurem Wohnzimmer angepinnt“, höre ich Helens Stimme. „Er hatte den Kamin angezündet.“ Ich rümpfe die Nase, erinnere mich an die Holzscheite, die er stets zu einem perfekten Turm aufgestapelt hat, bevor er sie anzündete. „Ach nein, schau hier.“ Die Haare auf meinen Armen stellen sich auf, als ich Helens liebevollen Tonfall höre. „Da ist ja meine kleine Zuckermaus. Muss wohl ein älteres Foto sein. Sie trägt die Haare im Gretchenzopf.“

Ein Brennen steigt mir in die Nase. Zuckermaus. Jedes Mal, wenn sie Emmi gesehen hat, hat sie ihr einen Lolli gegeben. „Für meine Zuckermaus“, hatte sie dann gesagt.

„Helen?“, unterbreche ich sie, als sie gerade erzählt, welches Shirt Emmi auf dem Foto trägt, das Simon neu eingestellt hat. Es ist das Shirt, das ich zurückgelassen habe. Ein Shirt, das Simon Emmi zu ihrem letzten Geburtstag geschenkt hat, und das sie nie gern getragen hat. „Es ist kein altes Bild, es ist ganz aktuell, von gestern oder heute.“ Ich unterdrücke ein Schluchzen, bevor ich weitersprechen kann. „Simon hat Emmi. Er hat sie sich zurückgeholt.“

Kapitel 5

Ich höre das Rappeln des Briefkastens und werfe einen Blick auf die Uhr. Die Stunden der Nacht sind zäh wie Gummi dahingeflossen. Nachdem sich die erste Idee schon gestern in meinem Kopf entwickelt hatte, haben sich meine Gedanken um einen Plan gedreht. Einen Plan, der im Laufe der Nacht gereift ist, und den ich seitdem immer und immer wiederhole. In diesem Moment tauscht mein Kontaktmann das braune Päckchen mit Geld gegen die zweite braune Tüte im Briefkasten. Ein weiteres Mal hat der Mann schnelle und gute Arbeit geleistet.

Das Rappeln verstummt, und zum ersten Mal, seitdem ich an der Wand hinuntergerutscht bin, fühle ich mich in der Lage, aufzustehen. Meine Gelenke kreischen, nachdem ich sie viel zu lang nicht bewegt habe. Doch ich musste warten, musste diesen Moment abwarten, bevor ich mich auf den Weg machen kann. Ich greife nach den großen Schuhen, die ich ebenfalls gestern Abend kurz vor Ladenschluss gekauft und deren Spitzen ich anschließend mit Zeitungspapier ausgestopft habe. Dann nehme ich den Haustürschlüssel und öffne die Tür. Ziehe sie hinter mir ins Schloss. Öffne den Briefkasten und lasse das braune Päckchen in meiner Handtasche verschwinden. Steige ins Auto. Stecke den Zündschlüssel ins Schloss. Mache mich auf den Weg, um meine Tochter zurückzuholen.

Die Straße schießt an mir vorbei, graue Schemen, die meine Augen nicht greifen können. Eine Autobahnraststätte. Ohne zu überlegen, setze ich den Blinker. Ich möchte nichts essen, keine Zeit vergeuden. Doch ich spüre die Kraftlosigkeit in mir, als wäre die Energie mit dem Verschwinden meiner Tochter im Minutentakt aus mir herausgezogen worden. Ich gehe in die Raststätte und greife zu Energieriegeln, entschuldige mich bei dem pöbelnden Mann, vor den ich mich dränge. „Notfall“, höre ich meine

tonlose Stimme sagen, ohne, dass ich es zuvor gedacht habe. Ich eile hinaus und ziehe die Plastikummantelung vom Riegel, beiße hinein. Er schmeckt nach Papp. Ich brauche die Panik nicht zu unterdrücken, denn sie ist fest eingesperrt – in einem Käfig im hinteren Winkel meines Gehirns. Sie wird wiederkommen, das weiß ich genau. Doch ebenso sicher bin ich, dass ich sie unter Kontrolle habe. Bis Emmi in meinem Auto sitzt, wird sie eingesperrt bleiben.

Ich steige zurück ins Auto und sehe einen Vogel, der dicht an meiner Windschutzscheibe vorbeifliegt. Ihm fehlt ein Bein. Er landet auf dem Mülleimer neben meinem Auto und pickt den Rest eines Chicken Nuggets heraus. Dass ihm ein Bein fehlt, scheint ihm rein gar nichts auszumachen.

Ein Erinnerungsblitz durchzuckt mich. Ich sehe das Bild meiner schreienden Tochter vor mir. Seine Finger, die sich brutal um ihr Ohr schließen und es herumdrehen. Die rote Farbe, die langsam blau wird, bevor er es loslässt. Der schrille Schrei, der die eisige Stille durchdringt. Sein halbes Lächeln, als er mich ansieht. „So erzieht man Kinder.“ Seine Stimme, die vor Sarkasmus trieft, und die Überlegenheit in seinem Blick. Ich starte den Motor, spüre, wie die Energie meinen Körper durchflutet. Es wird noch einige Stunden dauern, bis ich an dem Ort bin, der einmal mein Zuhause gewesen ist. Wahrscheinlich wird es bereits dämmern, und normalerweise hat er um die Uhrzeit an einem späten Freitagnachmittag Schicht. Doch nicht heute. Heute sitzt er in seinem Sessel, lauernd, wartend – vor dem Kamin, den er erst gestern in seinem Status gepostet hat. Bei ihm seine Beute, die mich anlocken soll. Das geöffnete Foto unserer Tochter als Lockruf auf seinem Handy.

Der einbeinige Vogel schwankt auf dem Rand des Mülleimers. Offenbar kommt er so lädiert, wie er ist, doch nicht so gut klar, wie ich gedacht hatte. Ich unterdrücke die Mutlosigkeit, die in mir aufsteigen will. Doch bevor er herunterfallen kann, fängt er sich wieder und pickt sich ein weiteres Stück Essensrest aus dem Eimer heraus. Er fliegt weg, und ein Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. Ich öffne meine Handtasche, und meine Finger tasten nach dem harten, festen Griff, der schwer in meiner Hand liegt. Sicherheit durchflutet mich. Ich weiß, was ich tun

werde – tun muss. Dieses Mal werde ich ihm nicht den Gefallen tun, zum Opfer zu werden. Dieses Mal werde ich es sein, die die Oberhand behält. Und er wird es nicht kommen sehen, denn er hält mich für schwach. Ich ziehe die Hand aus meiner Tasche und lege den Gang ein.

Kapitel 6

Mein Herz rast. Doch anders als das Rasen sonst ist es nichts Schlechtes, Schwächendes. Es pumpt das Adrenalin durch meine Adern, und mit jedem Schlagen spüre ich neue Energie, die mich durchflutet. Ich streife die Handschuhe über, schlüpfe in die großen, ausgepolsterten Schuhe, die meine Abdrücke verändern werden, sollte ich welche hinterlassen. Lautlos steige ich aus dem Wagen, verberge mich im Schatten der Bäume, deren Blätter ich noch in den Kronen erkennen kann. Meine Sinne sind schärfer als jemals zuvor, und seit Jahren fühle ich mich zum ersten Mal richtig stark. Meine Handtasche liegt fest an meiner Seite, und ich spüre das zusätzliche Gewicht. Ich eile die Parallelstraße entlang, die zu unserem Haus führt. Ducke mich, als ich den schützenden Schatten verlasse, hinter die Hecke, eile den Weg entlang, der direkt zu unserem Garten führt, bleibe vor dem blickdichten Tor hocken. Schon lang ist unser Garten ein toter Winkel, ein blinder Fleck der Allee, in der wir wohnen. Simon war es schon immer besonders wichtig gewesen, unbeobachtet zu sein, unsere kleine gemeinsame Welt mit niemandem sonst zu teilen.

Ich schlüpfe durch den hohen Gartenzaun, bleibe im Schatten der mächtigen Eiche stehen, die unseren Garten stets in bläulich graue Schatten taucht. Erinnerungen steigen auf. Der Moment, in dem Simon mich mit dem Rücken gegen die raue Rinde drückt, seine Hände an meinem Hals, weil sein weißes Hemd von der Leine gerutscht und in den Sand gefallen ist. Doch auch dieser Erinnerungsblitz stärkt mich. Ich habe mir die Freiheit schon einmal erkämpft – mir und Emmi. Und ich werde sie uns ein zweites Mal zurückholen.

Ich schaue hinter dem Baum hervor, werfe einen Blick über die halbhohe Hecke zu unserer Auffahrt. Doch das Bild, das ich sehe, ist anders, als ich

erwartet hätte. Unsere Auffahrt ist leer. Simons Auto steht nicht dort. Vor wenigen Monaten hätte ich nicht glücklicher über diesen Anblick sein können. Doch jetzt ist es etwas anderes. Wo ist Simons Wagen? Mein Herz klopft noch schneller, und in der Stille des hereinbrechenden Abends ist es, als würde es mich verraten wollen. Ich schätze die Zeit ab, die ich brauchen werde, um von meinem sicheren Platz aus zur Hauswand zu gelangen. Für einen Moment ungeschützt, gut sichtbar von der Terrassentür aus. Noch nie ist mir der Weg so weit vorgekommen. Ich schaue ein weiteres Mal hinter dem Baum hervor, und hinter der Glasscheibe unseres Wohnzimmers tut sich nichts.

Neben meinem pochenden Herzen wird auch das raschelnde Herbstlaub unter meinen Füßen zum Feind, scheint meinen Plan durchkreuzen zu wollen, ganz so, als möchte es nicht, dass ich meine Tochter zurückhole.

Ich schrecke zusammen, als sich die Dämmerung schlagartig in Flutlicht verwandelt. Niemals hätte Simon Bewegungsmelder eingebaut, als ich noch hier war. Der Schatten war sein Freund. Doch jetzt ist es anders. Von einer Sekunde auf die andere verschwindet die Dämmerung, und ich stehe im Spotlight unseres Gartens. Mitten auf dem Präsentierteller, hell erleuchtet vor der Terrassentür. Schockstarre. Ich weiß, dass ich mich bewegen müsste, raus aus dem grellen Licht, das mir weiße Flecken auf die Netzhaut brennt. Doch ich kann mich nicht bewegen. Kann mich nicht bewegen.

Ein Rascheln hinter mir löst die Schockstarre, und ich drehe mich ruckartig um, sehe seine Faust auf mich zufliegen. Meine Hand zuckt zu meiner Handtasche, doch ich weiß, dass es zu spät ist. Ich werde es nicht mehr schaffen, werde Emmi nicht befreien können. Er wird mich töten. Ich spüre, wie der Schlag mich empfindlich in den Bauch trifft, doch der Schmerz bleibt aus.

Verwirrt blinzele ich, als ich wieder in der Realität ankomme, die für einen kurzen Moment von meiner Fantasie abgelöst wurde. Die schwarze Katze verschwindet mit einem gewagten Satz über den halbhohen Zaun, der unseren Garten von unserem Vorgarten trennt. Das Rascheln der Blätter deutlich leiser unter ihren Samtpfoten. Und endlich renne ich. Tue,

was ich schon vor Sekunden hätte tun müssen. Oder waren es Minuten? Ich weiß nicht, wie lang ich bewegungslos dagestanden habe. Ich renne an der Terrassentür vorbei zur Hauswand hinüber. Bleibe im Schatten stehen. Atmen. Ich muss atmen, muss die Luft, die mir weggeblieben ist, in den Körper zurückholen. Lausche in die Stille, kann nichts hören.

Doch Simon wird mir ohnehin nicht in den Garten folgen. Braucht mir nicht in den Garten zu folgen. Er weiß, dass ich reinkommen werde. Lauert noch immer wie die Spinne am Rand ihres Netzes, bis die Beute freiwillig zu ihm kommt. Ich warte, bis die Lichter hinter meinen Augen verschwinden, bis sich meine Atmung beruhigt hat. Greife in meine Handtasche, packe den Griff, halte ihn fest umschlossen, bevor ich die Waffe herausziehe und in meinen Hosenbund stecke. Ich muss sie griffbereit haben, darf mich kein zweites Mal so ungeschützt fühlen wie gerade eben. Ich werfe einen Blick nach rechts. Die Hintertür liegt im Dunkeln. Für einen Moment zweifle ich daran, dass der Ersatzschlüssel sich noch immer in der kleinen Lücke zwischen den Ziegelsteinen befindet. Ein kleines Loch, das Wespen beim Versuch, ein Nest zu bauen, in die Fugen gefressen haben. Sie sind nicht fertig geworden, wurden unsanft herausgezogen aus ihrem größer werdenden Eingang.

Ich höre Simons Lachen, als er die einzelnen Tiere mit einer Pinzette greift, mir die zappelnden Körper dicht vors Gesicht hält. Der Stachel, der ausgefahren an ihren Hinterleibern hängt und bedrohlich zittert, als er eine nach der anderen vor meinen Augen tanzen lässt.

Endlich finden meine Finger das kalte Metall des Schlüssels in der ausgekratzten Fuge. Er hat ihn nicht entfernt, wollte mich niemals daran hindern, ins Haus zurückzukommen. Ich schließe die Faust um den Schlüssel, spüre, dass ein Zettel am Schlüsselring befestigt ist. Ich drehe das Schild hin und her, entziffere die einlaminieren Worte in der Dämmerung. „Willkommen zurück, my funny valentine“.

Das Lied, mit dem Simon seinen Sadismus noch mehr fütterte. Seine Stimme, die meinen Namen flüsterte, der dem Liedtitel so sehr ähnelt, bevor Simon die getragene Melodie zu singen begann. Das Tor in meinem Inneren öffnet sich, lässt die Panik frei. Ich kämpfe, versuche sie

zurückzudrängen, doch die Strophen von Frank Sinatra hallen in meinem Kopf wider. Als Hommage hat Simon sie mir durch die Badezimmertür hindurch vorgesungen, wann immer ich das Blut mit Wattepads abtupfte. Er sang die Worte, die auch Sinatra gesungen hat. Machte sich mit den Worten des Sängers über mein Aussehen lustig und darüber, dass ich dennoch sein größter Schatz wäre. Und immer wieder „My funny valentine“.

Das metallische Klirren durchreißt die Luft, als mir der Schlüssel aus den Händen rutscht. Ich schlage mir die Hände vor den Mund in dem Versuch, nicht loszuschreien. Meine Hände wandern weiter und bedecken meine Ohren, schützen meinen Kopf, als ich mich auf dem Boden zusammenkauere. Die Erwartung an den nächsten Schlag, den übernächsten Schlag, die Hoffnung auf Schwärze, die all das Leid überschattet.

Doch dann der Gedanke an meine Tochter, der mich zurückholt. Mein Mädchen, das drinnen auf mich wartet. Mein Mädchen, das Simon zum hundertsten Mal fragt, wann Mama kommt, um es zu holen.

Noch immer zittern meine Finger, als ich erneut nach dem Schlüssel greife. Doch dieses Mal lasse ich ihn nicht fallen. Ein leises Ritschen, als ich ihn ins Schloss stecke, und das Klicken, als ich ihn herumdrehe. Die Haustür öffnet sich unter dem sanften Druck meiner Finger, und der lange Flur liegt im Dunkeln vor mir.

Kapitel 7

Ich höre die leise Stimme aus der Küche. Die tiefe Stimme eines Mannes, der sich mit einer Frau unterhält. Sie lachen gemeinsam, bevor die Frau zu jubeln beginnt. Sie erzählt von ihrer ehrenamtlichen Arbeit und dass sie dem Tierheim das Geld spenden möchte, das sie gewonnen hat.

Seitdem Simon mich das erste Mal geschlagen hat, konnte ich die Stille im Haus nicht mehr ertragen, weshalb ich stets das Radio eingeschaltet ließ. Simon hat sich darüber geärgert, gemeint, dass ich zu viel Strom verbrauche, wenn es läuft, obwohl ich nicht im Zimmer bin, und doch konnte ich es nicht ertragen, wenn es ausgeschaltet war. Eine kalte Hand packt mich im Nacken, als das nächste Lied angespielt wird. Ich weiß, wieso Simon das Radio eingeschaltet hat, obwohl er nicht in der Küche ist. Es ist mein zweiter Willkommensgruß – ganz so, als wäre ich nie fort gewesen.

Ich gehe den langen Flur hinunter, erwarte fast, dass Simon jeden Moment aus einem der Zimmer herausspringen und mich packen wird. Oder wird er mich direkt erschießen, noch bevor ich die Waffe aus meinem Hosenbund ziehen kann? Nein. Simon muss den Schmerz unter seinen Händen spüren, muss fühlen, wie der Körper auf Schmerzen reagiert. Das Zusammenzucken der Muskeln, wenn seine Faust auf meinen Körper trifft, das Herumschleudern des Kopfes, wenn seine Handfläche in mein Gesicht klatscht.

Doch dieses Mal wird er mir nicht nahe kommen. Dieses Mal wird er keine Chance haben, sich mir zu nähern. Ich presse mich dicht an die Wand, während ich mich den Flur hinunterschiebe. Ich öffne die Tür zum Badezimmer und komme mir für einen Moment vor wie eine Polizistin aus einer Ermittlerserie, als mir das Wort „gesichert“ durch den Kopf hallt.

Fast muss ich laut auflachen, spüre die Hysterie, die mich gefangen nehmen möchte. Ich lasse das Bad hinter mir und schiebe mich weiter vorwärts, konzentriere mich auf die linke Seite, weil ich es nicht schaffe, mich von der Sicherheit der kühlen Wand in meinem Rücken zu lösen. Ich öffne die Schlafzimmertür und werfe einen Blick hinein, bevor ich eintrete. Ich möchte die Waffe ziehen, traue mich jedoch nicht. Was, wenn ich im Reflex, einen Menschen zu sehen, den Abzug drücke, und statt Simon meine Tochter treffe? Die Waffe muss stecken bleiben, bis ich wirklich sicher sein kann, mein Ziel nicht zu verfehlen.

Ich drücke auf den Lichtschalter und blinzle, als das Licht mich blendet. Auf den ersten Blick ist der Raum leer, das Bett ordentlich gemacht, als hätte ich morgens jede Falte aus dem Bettlaken gezogen. Ich ducke mich, um einen Blick unters Bett zu werfen, und schüttle den Kopf über mich selbst. Simon ist kein Mann, der sich versteckt. Mein Blick bleibt am Kleiderschrank hängen, ein Ungetüm, das ich schon immer gehasst habe. Doch ich schaue nicht hinein. In unserem Haus befindet sich kein Monster im Schrank, es lebt mitten im Haus.

Ich sehe den Schmuck, der noch immer ordentlich sortiert auf dem Sideboard liegt. Wenn ich hier fertig bin, werde ich ihn mitnehmen. Ich werde Boards umstoßen und Schubladen öffnen, vielleicht eine Lampe zerschlagen. Die Beamten werden denken, dass ein Einbrecher für all das hier verantwortlich war.

Ich trete zurück auf den Flur, als ich eine Stimme aus dem Schlafzimmer höre. „Du hast nicht gründlich genug geschaut“, flüstert sie in mein Ohr, und die Zeit bleibt stehen. Langsam drehe ich mich zurück zum Schlafzimmer, doch dieses Mal habe ich meine Fantasie unter Kontrolle. Keine Faust, die auf mich zufliegt, als ich eintrete, den geschlossenen Kleiderschrank fest im Blick. Ich weiß, dass Simon nicht dort ist, und doch zieht er mich an. Ich gehe hin und öffne die Tür. Simons Geruch schlägt mir entgegen. Der herbe Geruch seines Aftershaves, der seiner Dienstkleidung anhaftet und sich nicht mehr auswaschen lässt. Doch seine Uniform hängt nicht im Schrank. Da ist nur Leere und triggert das Gefühl der Panik, das sich Bahn brechen möchte.

Wird er behaupten, er hätte einen Einbrecher erwartet, nachdem er mich getötet hat? Mein Blut auf seiner Uniform, die ihm genug Autorität verleiht, um seine Aussage nicht anzuzweifeln? Ich schlucke, bevor ich die Schranktür schließe, entscheide, dass es keine Rolle spielt, was er trägt, lasse den Raum hinter mir. Ich werde keinen weiteren Schrank durchsuchen, weiß, dass Simon sich nicht versteckt. „Du weißt, wo er ist. Gehst ihm aus dem Weg, bist schon wieder schwach“. Ich habe Schwierigkeiten, die leise Stimme in meinem Kopf zu ignorieren, rede mir ein, dass ich nur sichergehen will, damit er mich nicht aus dem Hinterhalt angreift. Doch eigentlich weiß ich, dass die Stimme recht hat. Ich habe Angst, ihm gegenüberzutreten. Das ist der Grund, weshalb ich das Wohnzimmer aufspare. Doch dort wird er sein. Dort hat alles angefangen, dort hat er mich das erste Mal geschlagen und Emmi. Und dort wird er es beenden. „Schwaches Mädchen“. Ich schüttle den Kopf, als ließe sich die Stimme so besser vertreiben. Nutze den Moment, in dem sie wirklich verstummt, und nehme den nächsten Schritt.

Die Musik wird lauter, als ich in die Küche trete. Ich höre das Ticken der Uhr, das mich schon immer nervös gemacht hat. Wie eine Warnung schien es Simons Rückkehr stets anzudrohen. Mein Blick fällt auf den Brief auf dem Tisch. Geöffnet liegt er da, und die Worte brennen sich in mein Blickfeld. Mein Kopf hat ihre Bedeutung bereits begriffen und dennoch dauert es einen Moment, bis sie in mein Bewusstsein vordringen. Es ist meine Adresse. Die Adresse der Wohnung, in der ich mich für eine kurze Zeit sicher gefühlt habe.

Das Papier knistert unter meinen Fingern, als ich den Umschlag umdrehe. „Privatdetektiv“ steht unter dem hochtrabenden Namen der Agentur, die Simon sicher direkt nach meiner Flucht beauftragt hat. Ich habe gewusst, dass mein Kontaktmann und seine Agentur gut – sogar hervorragend – sind. Und ich habe gehofft, dass wir gut genug sein würden, damit Simon Emmi und mich nicht findet. Aber wir waren nicht gut genug, haben es nicht einmal geschafft, Emmi und mich – Valentine – ganz offiziell in Tessa und Sophie zu verwandeln. Wir werden ein letztes Mal fliehen müssen, wenn all das hier vorbei ist. Doch dieses Mal nicht

vor Simon, sondern vor seinen Kollegen.

Ich nehme mir die nächsten Zimmer vor. Emmis Kinderzimmer, in dem stets Ordnung herrschen musste, das großzügige Badezimmer mit dem Whirlpool, auf den Simon besonders stolz war. Es war das Erste, das er unserem jeweiligen Besuch zeigte, als wir noch welchen empfangen haben. Ich schaue in den Abstellraum und verschließe die Tür zum Keller. Ich weiß, wie laut sie quietscht, habe es gehasst, wenn Simon mich nach unten geschickt hat, um etwas Unwichtiges zu holen. Das laute Quietschen hinter mir, als Simon sagte, ich solle Zwiebeln holen. Der Schlüssel, der die Tür verschloss und mich gefangen hielt. Meine Fäuste, die gegen das kalte Metall der Tür schlugen. Schatten, die in der Nacht am Boden entlanghuschten, und meine Schreie, die ich nicht unterdrücken konnte. Helligkeit, die Dunkelheit ablöste, einmal, zweimal, ein drittes Mal, bevor er endlich die Tür öffnete. Sein Lächeln, das sich in Ekel verwandelte, als ihm der Geruch meiner Ausscheidungen in die Nase stieg. Mein Shirt, auf dem der klebrige Schweiß längst getrocknet war. Ich kann nicht in den Keller gehen, so lang Simon sich hier oben aufhält, lasse den Schlüssel in meine Tasche gleiten. „Gesichert“.

Endlich komme ich an dem Raum an, in dem er sein wird. Der letzte Raum des Flures, das Wohnzimmer. Ich greife zur Waffe und entsichere sie, stecke sie zurück in meinen Hosenbund, wissend, wie gefährlich das ist. Und doch darf ich keine Zeit verschwenden, wenn es so weit ist. Ich sehe ihn in seinem Stuhl sitzen, das Lächeln auf seinen Lippen. „Schön dich zu sehen, my funny valentine“, wird er sagen und Sinatras Stimme imitieren. Ich werde den Raum abchecken, sichergehen, dass unsere Tochter nicht dort ist, herausfinden, wo er sie gefangen hält. Und dann werde ich es zu Ende bringen. Meine Finger legen sich um die Türklinke, letzte Sekunden, bevor das Überraschungsmoment ihn übermannen wird – als das Handy in meiner Tasche auf voller Lautstärke losscheppert.

Kapitel 8

Noch in derselben Sekunde reiße ich die Wohnzimmertür auf, darf meinen einzigen Vorteil nicht verspielen. Denn auch, wenn er wissen musste, dass ich komme, weiß er nicht, dass ich dieses Mal nicht vorhabe, zu seinem Opfer zu werden. Anders, als ich es mir vorgenommen habe, greife ich nach der Waffe, kann sie keine Sekunde länger im Hosenbund stecken lassen. Ich ziele direkt auf den Sessel. Auf den leeren Sessel. Meine Augen suchen den Raum ab. Links hinter der Tür ist er nicht und auch nicht auf der rechten Seite. „Eins, zwei, drei, vier, Eckstein, alles muss versteckt sein“ rast mir der Kinderreim durch den Kopf. Immer und immer wieder. „Eins, zwei, drei, vier, Eckstein, alles muss versteckt sein“. „Eins, zwei, drei, vier, Eckstein ...“ Ich schmeiße mich auf den Boden, werfe einen Blick unter das Sofa, obwohl ich mir fest vorgenommen habe, etwas derartig Dummes nicht zu tun. Mein Handy scheppert ein zweites Mal los, und ich rapple mich vom Boden auf, werfe einen Blick aufs Display. „Helen“ steht da, und ich nehme wortlos ab, mit dem Blick noch immer durch den Raum schweifend.

„Valentine, Herzchen“, sagt die zitternde, dünne Stimme der alten Frau. „Ich weiß, dass du drinnen bist. Er ist auch da. Er ist da, Herzchen. Er ist da.“ Ich stutze. Natürlich ist er da. Er wartet hier auf mich. Lauert, ich muss ihn nur finden. „Vielleicht ist er doch im Keller“, schießt mir der Gedanke durch den Kopf, als ich Helens nächste Worte höre. „Lauf, Mädchen. Er fährt gerade die Auffahrt rauf.“ Ich höre die Stimme wie durch Watte, kann ihren Sinn nicht begreifen, lasse das Handy sinken. Mein Blick wandert erneut durch den Raum. Wieso fährt Simon die Auffahrt rauf? Wieso ist er nicht im Haus? Und dann finden meine Augen das Licht. Die kleine, rote Lampe in der oberen Ecke des Raumes. Ganz langsam greifen die Zahnräder ineinander, als mir klar wird, dass er nach

meiner Flucht Sicherheitskameras installiert hat. Ein System, das ihn über jede Bewegung im Haus informiert, sobald es scharf gestellt ist.

Als ich die Schlüssel in der Haustür höre, wird mir klar, dass mein Moment vorbei ist. Der Moment, in dem ich ihn hätte überraschen können. Auch Weglaufen und Verstecken ist keine Option. Schließlich hat das Überwachungssystem eindrucksvoll bewiesen, dass es mich im Blick behält. Ich wäge meine Chancen ab, durch die Terrassentür zu flüchten. Aber was wird er Emmi dann antun? Emmi. Ihr Name sticht mir brutal ins Herz. Wo hält er sie gefangen, wenn nicht hier im Haus? Wie sicher muss er sich fühlen? Was hat er ihr angetan? Ich höre seine Schritte auf dem Flur, doch ich komme ihm zuvor. Ich hebe die Waffe, trete ihm entgegen – und sehe in die Mündung seiner Dienstwaffe.

„Hinter mir und vor mir. Augen zu, ich komme!“

Es fällt mir schwer, den Blick zu heben, die Waffe aus den Augen zu lassen. Und doch weiß ich, dass ich es tun muss. So stehen wir uns gegenüber mit gezogenen Waffen, auf den jeweils anderen zielend.

„Valentine“, sagt Simon, als meine Augen seinen Blick finden. Falten umrahmen den äußeren Rand, als seine Lippen sich zu einem Lächeln verziehen. „Da denke ich, ich finde einen Einbrecher vor ...“, sagt er und lässt den Satz im Raum stehen. Das Herz will mir aus der Brust stoßen, so sehr schlägt es. Pumpt noch mehr Adrenalin in meinen Körper, bis mein Hormonvorrat vollkommen erschöpft sein wird. „Valentine“, wiederholt er meinen Namen leise, fast zärtlich, und eine Gänsehaut läuft mir über den Körper.

„Wo ist sie?“ Dankbar nehme ich zur Kenntnis, dass meine Stimme fest und selbstsicher klingt.

„Sie?“ Er hebt eine Augenbraue, und sein Lächeln verzieht sich zu einem süffisanten Grinsen.

„Wo ist sie?“, wiederhole ich meine Frage, und mein Finger übt Druck auf den Abzug aus. Simon scheint die winzige Bewegung bemerkt zu haben, verlagert sein Gewicht um wenige Millimeter.

„Und wenn wir von ‚SIE‘ reden“, sagt er und betont das Wort übermäßig stark, „dann meinen wir wen?“ Ich schlucke, schmecke den beißenden

Geschmack von Adrenalin bereits auf meiner Zunge.

„Simon!“, sage ich. „Wo ist unsere Tochter?“

Er hebt überrascht die Augenbrauen, und für einen Moment hätte ich ihm glauben können, wäre er nicht schon immer ein fantastischer Lügner gewesen. Ich gehe einen Schritt auf ihn zu, weiß, dass er nicht schießen wird. Er will mein Leid, keinen kurzen Prozess.

„Du hast unsere Tochter verloren?“, fragt er und klingt amüsiert. Blitze zucken in meinen Augenwinkeln, als ich durch den Tunnel auf meinen Mann zugehe. Ein Tunnel, der immer enger wird, mein Sehfeld einengt und mich dessen Ende umso schärfer erkennen lässt.

„Wo ist sie? Ich frage zum letzten Mal“, sage ich, und meine Armmuskeln spannen sich an, als wollten sie meinen Finger daran hindern, den Abzug zu drücken, bevor ich eine Antwort habe.

„Soweit ich weiß, ist sie bei dir“, sagt Simon und zuckt mit den Schultern. Und dann tut er etwas, womit ich nicht gerechnet hätte. Er lässt die Waffe sinken.

Ich stoppe ruckartig, stehe nun allein mit meiner erhobenen Waffe da, im Vorteil. Zum ersten Mal im Vorteil gegen den Mann, der mir so viel Leid zugefügt hat.

„Und wenn sie nicht bei dir ist“, sagt Simon und kommt einen langsamen Schritt auf mich zu, „dann weißt du, dass es besser wäre, wenn du sie bei mir gelassen hättest.“

„Stopp!“, sage ich laut, als er einen weiteren Schritt nach vorn machen will, und er hält in der Bewegung inne.

„Valentine“, sagt er und hebt beide Hände neben den Kopf. „Weißt du, was ich schon immer gut an dir leiden konnte?“

„Er hat sie nicht“, dröhnt die Erkenntnis in meinem Kopf. „Er hat unsere Tochter nicht. Er war auf der Arbeit. Die Schicht, die er regulär am frühen Abend antritt.“

„Ich fand es schon immer gut, dass du so leicht einzuschätzen bist.“ Meine Augen wandern zu der Waffe in meiner Hand. Ich muss abdrücken. Er hat Emmi nicht. Ich lag falsch. Er hat Emmi nicht. Ich schaue zurück zu Simon.

„Weißt du“, sagt er und deutet auf die Waffe. „Es gehört viel dazu, einen Menschen zu erschießen. Ich weiß das.“ Er lässt langsam die Hand sinken, legt seine Dienstwaffe auf den Boden, kickt sie zu mir herüber. Schieß, Valentine, schieß. Er hat deine Tochter nicht.

„Und du kannst es nicht. Du würdest dich schlecht fühlen in dem Wissen, jemanden getötet zu haben. Habe ich recht?“ Hat er recht? Meine Hände zittern, und ich gebe den Befehl wieder und wieder. „Schieß Valentine. Erschieß den Mistkerl.“

„Ich habe recht“, sagt er. „Du bist schwach, my funny valentine. Und. Du. Kannst. Nicht. Ohne. Mich.“ Er betont jedes Wort wie einen einzigen Satz. Es ist der letzte Satz, bevor ein Knall die Luft zerreißt.

Kapitel 9

„Blut.“

Das ist der erste Gedanke, als ich wieder klar denken kann.

„Da ist so viel Blut.“

Es strömt und strömt und will einfach nicht aufhören zu fließen. Es begleitet das sirrende Piepen in meinem linken Ohr, und ich habe nicht gewusst, dass so viel Blut aus einem Ohr strömen kann. Mein Kopf schwirrt, und ich sehe Sterne. Seine Hand kam aus dem Nichts. Ich habe nicht einmal bemerkt, dass er nah genug war, um mich zu schlagen. Die Waffe in meiner Hand ist mit einem Scheppern auf den Boden gefallen. Aus meiner Reichweite. Doch es ist unwichtig. Simon hat recht. Niemals könnte ich einen Menschen erschießen, ihm nicht dabei zusehen, wie das Leben aus seinen Augen weicht. Nicht einmal, wenn es sich um einen derart bösartigen Menschen wie Simon handelt.

„Wo ist meine Tochter?“, frage ich erneut, als ich an der Wand hinuntersinke, das linke Ohr nach wie vor haltend.

„Ich sage es dir noch einmal“, flüstert Simon und lehnt sich nah an mein rechtes Ohr. „Ich habe unsere Tochter nicht. Aber wenn das hier vorbei ist, dann werde ich sie finden.“

Wut. Sie durchflutet mich so schlagartig, dass ich handle, ohne zu überlegen. Meine Hand ballt sich zur Faust, schießt nach vorn, trifft ihn hart im Gesicht. Ich spüre, wie der Zahn sich in meinen Zeigefinger bohrt, bevor er mit einem Knacken bricht, sehe das Blut, das Simon zwischen uns auf dem Boden ausspuckt. Sein rotes Lächeln, bevor er mit beiden Händen in meine Haare greift.

„Kleine Schlampe!“ Er spricht außergewöhnlich laut, viel lauter als sonst, als er mich an den Haaren hinter sich her über den Flur zerrt. Ich

höre ein animalisches Kreischen, und es dauert, bis mir klar wird, dass es meine eigene Stimme ist. Ich greife nach seinen Händen, hinterlasse tiefe Risse mit meinen Fingernägeln auf seinen Handgelenken, und doch lockert sich sein Griff nicht.

Erst im Wohnzimmer lässt er mich mit einem gewaltigen Ruck los. Mein Rücken schlägt schmerzhaft gegen etwas Hartes, und ich schnappe nach Luft. Erneut greife ich zu meinem Ohr, das allmählich zu bluten aufhört. Ich taste nach den beiden Stellen auf meinem Kopf, die brennen, als hätte Simon meine Haarwurzeln in Brand gesetzt. Erst danach betaste ich meinen Rücken. Die Haut ist heiß, doch es gelingt mir, mich zu bewegen. Ich hebe den Blick und sehe, wie Simon auf mich heruntersieht. Er atmet tief, ganz so, als würde ihn das hier ähnlich entspannen wie eine Yogasession.

„Bitte“, flehe ich und versuche, mich aufzurichten. Ein brennender Schmerz schießt mir den Rücken hinunter bis ins Steißbein, dennoch schaffe ich es, mich am Wohnzimmertisch hochzuziehen, gegen dessen Bein ich geschleudert wurde. „Bitte“, flehe ich erneut. Ich habe einen Entschluss gefasst. „Du kannst mit mir machen, was du möchtest. Aber lass meine Tochter in Ruhe.“

„Unsere Tochter“, sagt er, und ich höre die Schroffheit in seiner Stimme. Sein einziger wunder Punkt. Ein Gedanke reift in meinem Kopf. Und noch bevor er sich zu einem Plan festigt, spreche ich das Einzige aus, was Emmi schützen könnte.

„Nein“, sage ich. „Emmi ist nicht deine Tochter.“ Sechs Worte, die sein Lächeln gefrieren lassen. Sechs Worte, die er ganz ähnlich schon einmal gehört hat. „Nein“, hat seine Mutter damals zu seinem Vater gesagt. „Simon ist nicht dein Sohn.“ Mitleid. Mitleid hatte ich als Erstes empfunden, als Simon es mir erzählt hat. Und Mitleid empfindet er bis heute sich selbst gegenüber. Das ist das Einzige, auf das ich hoffen kann. Mitleid mit Emmi. Mitleid so stark, dass er die Finger von ihr lassen wird. Ein Mädchen, das ihr Leben lang angelogen wurde – ganz genau wie er selbst – und dessen Welt zusammenbrach, weil der Mann, den es für seinen Vater gehalten hatte, nicht sein Papa war. Es wird ihre einzige Chance

sein, wenn ich nicht mehr da bin, um sie zu beschützen.

Und noch bevor er antwortet, wird mir mein Fehler bewusst. Die Lüge war dumm, doch sie ist mir herausgerutscht, bevor ich darüber hatte nachdenken können. „Emmi ist meine Tochter. Ich werde es nachprüfen“, sagt er und kommt auf mich zu. Ganz langsam. Lächelnd. „Du hältst dich für sehr schlau“, sagt er und ist inzwischen so nah, dass ich seinen Atem auf meinem Gesicht spüre.

„Nein“, sage ich ein zweites Mal. Ich kann nicht mehr zurück, spinne meinen Plan weiter, entwickle eine neue Idee. Vielleicht kann ich selbst Emmi nicht mehr vor ihm beschützen, doch ich kann dafür sorgen, dass jemand anderes ihr hilft. Und das geht nur über seine Wut. Er wird mich töten, das habe ich bereits akzeptiert. Doch ich kann dafür sorgen, dass seine Wut sichtbar wird – dass er niemandem vorspielen kann, er hätte aus Notwehr gehandelt. Ich werde dafür sorgen, dass man das Ausmaß an Gewalt, zu dem er fähig ist, sehen kann – in der Hoffnung, dass man ihm unsere Tochter wegnehmen wird. „Du bist nicht Emmis Vater.“ Der Schmerz kommt ganz plötzlich, als er meinen Oberkörper zu sich zieht und ruckartig das Bein nach oben reißt. Mir bleibt die Luft weg, und Schwärze breitet sich vor meinen Augen aus. Ein Schleier, der sich von außen nach innen zieht, bis ich nichts mehr sehen kann. Ich ringe nach Luft, kann mich nicht aufrichten, doch er reißt meinen Körper ein zweites Mal nach oben, nur, um ihn erneut auf sein Knie niedersausen zu lassen. Als er mich loslässt, sacke ich auf dem Boden zusammen. Ich kauere mich auf der Seite zusammen, ziehe die Beine an, versuche noch immer, die Luft einzuziehen, doch es will mir nicht gelingen. Ich schließe die Augen und lege die Hände auf die Ohren. Den Kopf schützen, sagt mir meine Intuition. Doch es wird nichts nützen. Noch nie hatte ich Angst, dass er mich totschiessen würde. Ich habe immer gewusst, dass er die Chance, mich ein weiteres und dann noch einmal zu verprügeln, nicht nehmen ließe, indem er mich tötete. Doch heute ist es etwas anderes. Er hat mir gesagt, dass er mich töten wird. Und doch fühle ich einen leisen Triumph in mir. Ich habe es geschafft. Er wird niemandem vormachen können, versehentlich einen Einbrecher getötet zu haben. Ich kann nur hoffen, dass

es ihm nicht gelingt, meinen Tod zu vertuschen. Dann ist unsere Tochter frei, dann habe ich es doch noch geschafft, sie zu beschützen.

Ich spüre den festen Griff, mit dem er meine Handgelenke packt, seine Kraft, als er meine Arme nach oben zieht. Ich will schreien, doch noch immer gelingt es mir nicht, einzuatmen. Ich japse, doch mein verkrampftes Zwerchfell hat sich gegen mich gewandt. Er zieht meine Arme fest nach oben, und ich erwarte bereits den nächsten Schlag. Doch dann scheint er es sich anders zu überlegen. Ruckartig lässt er von mir ab, und mein geschundener Körper fällt wie ein Sack auf den Boden. Ich höre ein Knallen, das explosionsartige Geräusch von Scherben, die auf den Boden niederprasseln, und weiß, dass es nicht mehr lang dauern wird. Er wird sich eine Scherbe aussuchen. Eine Scherbe, mit der er mein Leben langsam und qualvoll beenden wird. Ich schließe die Augen, stelle mir das Gesicht meiner Tochter vor, die ich nie wiedersehen werde. Ich werde nicht erfahren, was er mit ihr tun wird, sie nicht beschützen können, wenn mein Plan fehlschlägt. Ich höre seine Schritte, die zu mir herübereilen, bin dankbar für die Schwärze, die selbst durch meine geschlossenen Augen hindurch satter und tiefer zu werden scheint. „Emmi“. Ich weiß nicht, ob ihr Name in meinem Kopf ist oder ob ich ihn laut ausspreche, doch es ist mein letzter Gedanke. „Emmi“.

Kapitel 10

„Hallo! Können Sie mich hören? Valentine?“ Meine Handgelenke sind in Schraubstöcken. Schraubstöcke, die meine Arme nach oben reißen und mich schutzlos machen. Wo ist die Scherbe? Hat er sie schon benutzt? Ich kann meine Augen nicht öffnen, noch immer ist da die Schwärze hinter meinen Lidern. „Valentine.“ Ein vorsichtiges Klatschen an meiner Wange, welches sich wie ein sanftes Streicheln anfühlt. Eine zarte Erinnerung an Momente, in denen Berührungen etwas Schönes und nichts Angsteinflößendes gewesen sind. „Valentine, hören Sie mich?“

Ich höre das leise Röcheln, bevor ich den sachten Luftzug spüre, der in meinen Lungenbläschen brennt. Doch es ist nicht genug. Ich röchle weiter, ziehe die Luft ein, als sich mein Zwerchfell langsam zu lösen beginnt. Endlich gelingt es mir, die Augen zu öffnen, und ich erwarte, *sein* Lächeln zu sehen. *Sein* rotes Lächeln. Meine letzte Genugtuung wird es sein, die Zahnlücke zu sehen, die meine Faust hinterlassen hat. Doch es ist nicht sein Gesicht. Es ist ein mir völlig unbekanntes Gesicht. Ich zweifle an meinem Verstand, denn die Uniform ist die gleiche. Es ist die Dienstuniform, die ihm all sein Ansehen verschafft hat. Und doch ist das Gesicht ein anderes.

„Willkommen zurück“, sagt der mir fremde Mann, und ich rutsche auf dem Boden von ihm weg. Ich bin noch immer in meinem alten Wohnzimmer, halb liegend auf dem Boden. Doch etwas hat sich verändert. Und noch immer kann ich nicht greifen, was es ist.

„Herzchen, nein!“ Eine Stimme, die ich kenne, eisse Finger auf meiner Wange und dann das Gesicht meiner alten Nachbarin. Seit wir uns das letzte Mal gesehen haben, scheinen noch mehr Falten auf ihren Wangen erschienen zu sein. „Es tut mir so leid“, flüstert Helen. „Es tut mir so

wahnsinnig leid, Kindchen.“ Ich will abwinken, will ihr sagen, dass sie alles ganz prima gemacht hat. Jeden Tag hat sie geschaut, was Simon treibt, und sie hat immer gut aufgepasst. Doch ich kann nicht sprechen, habe noch immer nicht genug Sauerstoff in mir, um an etwas Banales wie sprechen überhaupt erst zu denken. Ich kriege immer noch keine Luft und japse.

„Valentine, heben Sie die Arme, dann wird es besser.“ Der Mann vor mir greift unter meine Achseln und hebt meine Arme hoch. Mein Oberkörper hebt sich vom Boden, und mein Blick fällt auf die andere Seite des Raumes. Und ganz allmählich setzt sich das Puzzle zu einem Bild zusammen. Scherben der Terrassentür, die auf dem Boden zerschmettert sind, als sie von außen eingeschlagen wurde. Simon, der breitbeinig an der Wohnzimmerwand steht, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, mit Blick zur Wand. Der hinter Simon stehende Polizist, der nach den Handschellen an seinem Gürtel greift. Der dritte Mann, der meine Arme noch immer festhält und mir damit das Atmen erleichtert. Und Helen. Meine alte Nachbarin, die dafür gesorgt hat, dass ich diesen Moment erleben kann.

„Emmi“, sage ich, als ich endlich wieder genug Kraft habe, um ein Wort herauszubringen.

„Emmi?“, fragt der Beamte, und ich höre, wie die metallischen Handschellen ratschend einrasten, bevor der Polizist Simon auffordert, mit ihm nach draußen zu kommen.

„Ihre Tochter“, erklärt Helen, als der Polizist sie fragend ansieht. Der Mann nickt, scheint meine Geschichte zu kennen, auch, wenn ich nicht weiß, woher. Endlich gelingt es mir, mich aufzurichten. Ich zucke zusammen, als das Brennen in meiner Lunge sich in meinem ganzen Körper ausbreitet, als wollte es mir klarmachen, wie schwer es ist, ohne Sauerstoff auszukommen.

„Simon hat Emmi“, sage ich und muss ein Schluchzen unterdrücken, was meinen Körper nur mehr in Flammen aufgehen lässt. Ich höre die Sirenen, schüttle den Kopf. Ich werde in kein Krankenhaus gehen. Ich muss meine Tochter finden. „Er hat Emmi“, sage ich erneut und spüre

Panik in mir aufsteigen. Noch immer will ich nicht einsehen, dass es anders sein könnte. Simon hat Emmi. Simon hat Emmi. Ich höre das Knirschen, als die Sanitäter durch die Scherben ins Wohnzimmer eilen. Nie hätte ich gedacht, dass unsere Terrassentür einmal der Eingang zu unserem Haus sein würde. Doch das Flutlicht hatte offenbar auch die Beamten überrascht, als sie das Haus umrundeten. Und anders als ich hatten sie weder Zeit noch die Möglichkeit gehabt, hinterher unauffällig ins Haus zu gelangen. Der Beamte tritt zurück, als zwei Sanitäter sich zu mir hocken.

„Stopp“, sage ich, als die junge Sanitäterin mir in die Augen leuchtet und einen Schlauch in die Nase stecken will.

„Valentine Winter?“, fragt sie, und ich hebe den Kopf. „Können Sie mir sagen, was passiert ist?“ Doch meine Aufmerksamkeit richtet sich auf den Polizisten, der in sein Funkgerät spricht. Es rauscht, und ich kann die Antwort seines Kollegen nicht hören, weil die Sanitäterin mich erneut fragt, ob ich weiß, was passiert sei.

„Wo ist Emmi?“, frage ich, als der Polizist zurückkommt. Er schüttelt den Kopf.

„Woher wissen Sie, dass Ihr Mann Ihre Tochter hat?“, fragt er, und ich schüttle den Kopf. Wieso war ich mir so sicher gewesen, dass Simon Emmi hat?

„Er hat mir gesagt, dass er uns zurückholen würde, wenn ich jemals versuchen würde, wegzulaufen“, sage ich, und Tränen steigen mir in die Augen. Ich erinnere mich an den Zettel in der Küche. „Er hat meine neue Adresse.“ Ich höre, wie meine Stimme brüchig wird, als ich in die Richtung deute, in der ich den Zettel entdeckt habe. „Er wusste, wo wir waren.“ Ich drehe mich zu Helen. „Er hat vorgestern ein Bild von unserem Kamin als Profilbild eingestellt. Von unserem Wohnzimmer, in dem immer alles Schlimme passiert ist“, sage ich und japse erneut nach Luft. Ich wehre die Hand der Sanitäterin ab, die an mir herumfummeln will. „Und gestern nach der Entführung hat er ein Bild von Emmi eingestellt“, sage ich, und Helen zückt ihr Handy. „Ein Bild von unserer Tochter, auf dem sie das Shirt trägt, das ich hier zurückgelassen habe.“

Meine Nachbarin zeigt dem Beamten das Handy, und er nickt. „Er scheint das Mädchen wirklich zu haben. Frag‘ den Verdächtigen noch mal, wo sie ist“, weist er seinen Kollegen durch das Funkgerät an. Dann dreht er mir Helens Handy zu. „Ist das Ihre Tochter?“, fragt er und deutet auf das Bild, das ich gestern bereits gesehen habe.

Doch mein Blick gefriert, bleibt an dem Zopf hängen, der mir gestern in all meiner Panik nicht aufgefallen ist – obwohl ich dunkel erinnere, dass Helen ihn erwähnt hatte. Der Gretchenzopf, für den ich mir meine ungeschickten Finger verrenkt habe und den Simon niemals anfertigen würde. Auch ich habe ihn nur ein einziges Mal geflochten. An ihrem sechsten Geburtstag vor vier Monaten. Einem Tag, an dem Simon mich nicht geschlagen hatte, weil sie eine Freundin einladen durfte und er sie niemals zur Beobachterin der Gewalt in unserem Haus gemacht hätte. Der Tag, an dem er ihr das neue, verhasste Shirt geschenkt und sie gezwungen hat, es anzuziehen. Mir wird schlecht, als mir klar wird, was das bedeutet. Helen hatte recht gehabt, als sie meinte, es würde sich wohl um ein altes Foto handeln. Und auch Simon hat die ganze Zeit die Wahrheit gesagt. Das Foto wurde nicht nach der Entführung aufgenommen. Sondern an Emmis sechstem Geburtstag. Meine Tochter ist nicht hier.

Mir wird schwindelig, und ich höre die Stimme der Sanitäterin, die mir sagt, dass ich ruhiger atmen muss. Meine Lunge kreischt vor Schmerzen, und ich weiß, dass die Sanitäterin recht hat. Und doch will es mir nicht gelingen. Emmi ist nicht hier. Sie ist verschwunden. Der Schwindel wird stärker, und alles um mich herum wird weiß. Immer weißer.

Kapitel 11

Ich ziehe die Decke hoch, drehe mich im Bett um. Möchte noch eine Weile ausruhen, bevor ich aufstehen muss, um das Frühstück zu machen. Für einen Moment fühlt sich alles gut an, doch mit dem Umdrehen kommt die Erkenntnis mit der Wucht eines Tsunamis zurück. Emmi ist verschwunden. Meine Tochter ist weg. Ich setze mich im Bett auf und werde unmittelbar für die ruckartige Bewegung bestraft. Gleißendes Licht sticht mir wie ein Messer in die Augen, und mein Kopf fühlt sich an, als würde er im nächsten Moment explodieren. „Valentine?“ Eine Stimme, die ich schon einmal gehört habe und doch nicht zuordnen kann. Ich blinzele, drehe mich in die Richtung, aus der sie gekommen ist, und sehe den Mann. Sein Gesicht wird von Randlichtern des hellen Fensters hinter ihm umspielt, und ich sehe sein vorsichtiges Lächeln. Lachfältchen legen sich um seine Augen.

„Emmi“, will ich fragen, doch ich kriege keinen Ton heraus. Es ist, als könnte ich den schrecklichen Moment noch weiter in die Länge ziehen, doch der Polizist, der mir gestern die Arme nach oben gezogen hatte, um mir beim Atmen zu helfen, legt mir eine Hand auf den Arm. „Die Kollegen sind alarmiert“, sagt er und macht damit die leise Hoffnung, meine Tochter könnte bereits aufgetaucht sein, zunichte.

„Wo bin ich?“, frage ich, obwohl ich den klinisch weißen Raum bereits selbst als Krankenzimmer identifiziert habe. Ich erinnere mich nicht daran, eingeliefert worden zu sein. Schließlich hatte ich eine Behandlung abgelehnt.

„Sie sind ohnmächtig geworden“, sagt er und noch immer spüre ich das sanfte Gewicht seiner Hand auf meinem Arm. Ich versuche mich zu erinnern, doch es will mir nicht gelingen. Dass ich ein zweites Mal das

Bewusstsein verloren habe, ist wie ein blinder Fleck in meinem Gehirn. „Die Sanitäter haben Sie eingeliefert, und Sie wurden behandelt. Sie haben zwei gebrochene Rippen. Glücklicherweise ist keine davon in Ihre Lunge eingedrungen. Sie müssen versuchen, tief gegen den Schmerz anzuatmen, damit sich keine Lungenentzündung entwickelt“, erklärt der Polizist weiter. Ich spüre, wie mein Herz zu schlagen beginnt, höre es als unmittelbaren Spiegel anhand des Piepsens der Monitore.

„Wie lange ...?“, beginne ich die Frage, doch der Polizist unterbricht mich.

„Keine Sorge“, sagt er. „Sie haben nur die Nacht über geschlafen. Die Kollegen haben inzwischen angefangen, Ihre Tochter zu suchen. Und auch die Polizei in Ihrer neuen Heimat ist informiert, sodass die Suche nach Ihrer Tochter dort auch bereits gestartet ist.“ Doch, auch wenn seine Worte mir die Sorge nehmen sollen, bewirken sie das Gegenteil. Eine Nacht lang habe ich herumgelegen und nichts zur Suche nach Emmi beitragen können. Ich ziehe den Schlauch aus meiner Nase, nehme die Klammer ab, die an meinem Zeigefinger steckt, und sehe die Erschrockenheit auf dem Gesicht des Beamten.

„Ich bleibe nicht hier“, sage ich bestimmt und lasse die Beine aus dem Bett baumeln. Ich spüre den schweren Verband an meinem Kopf, und es fühlt sich an, als hätte sich ein basketballgroßer Bluterguss in meinem Rücken gebildet. Doch all das wird nichts daran ändern, dass ich nach Hause muss. Ich muss zurück zu dem Ort, an dem ich Emmi verloren habe. Denn eines ist mir klargeworden – Simon war es nicht, der sich Emmi zurückgeholt hat. Irgendjemand hat sie sich geschnappt, als er sie allein auf dem Spielplatz gesehen hat.

Ich sehe, dass der Polizist protestieren möchte, schneide ihm aber das Wort ab, bevor er zu sprechen anfangen kann. „Ich hole mir meine Tochter zurück“, sage ich und stehe aus dem Bett auf. Auch der Polizist steht von dem Stuhl auf, auf dem er gesessen hat.

„In Ordnung“, sagt er und drückt den Alarmknopf, der an meinem Bett hängt. Mein Blick bleibt an dem Knopf kleben, ich fühle mich verraten. Gleich wird eine Schwester ins Zimmer eilen, den Arzt rufen, und

zusammen werden sie auf mich einreden. Ich beeile mich, meine Schuhe anzuziehen, wundere mich darüber, dass es sich nicht mehr um die übergroßen Schuhe vom Vorabend handelt, sondern um die, die ich in meinem Auto getragen habe. Doch das ist jetzt nicht wichtig. Jetzt muss ich hier raus.

„Wo wollen Sie hin?“ Die Stimme der Schwester klingt gehetzt, als sie in den Raum eilt. Ich will abwinken, doch der Polizist beginnt bereits zu sprechen.

„Sie möchte entlassen werden“, sagt er und überrascht mich mit seinen Worten einmal mehr. „Wir brauchen die Papiere sofort.“ Die Schwester eilt aus dem Raum, und ich höre noch Worte, wie „unverantwortlich“ und „sorglos“, die hinter ihr herzuwehen, jedoch an der geschlossenen Tür abzuprallen scheinen und im Raum verbleiben. „Ich fahre“, sagt der Polizist, als ich ihn dankbar ansehe. „Auf keinen Fall werden Sie den weiten Weg in ihr neues Zuhause allein fahren, haben Sie verstanden?“ Ich nicke, bin dankbar für den Vorschlag, den ich für undenkbar gehalten hätte. Ich war mir sicher gewesen, dass er mir Steine in den Weg legen würde, anstatt mich zu begleiten.

Der Raum beginnt sich zu drehen, als ich mich wieder aufrichte, nachdem ich die Schuhe gebunden habe. Im nächsten Moment spüre ich die Hände, die erneut meine Arme umschließen. Und doch hakt der Polizist nicht nach, ob ich sicher bin. Er weiß, dass ich meine Entscheidung nicht ändern werde.

Kapitel 12

Ich sehe mich in dem Flur der Wohnung um, in der ich meiner Tochter und mir in den letzten Wochen ein Zuhause gebaut habe. Hatte es für sicher gehalten, und doch ist Simon in meinen persönlichen, kleinen Schutzraum eingedrungen. Denn, obwohl er nicht hier war, kennt er meine Adresse. Und bis gestern habe ich das nicht gewusst. Ich schaudere, als mir klar wird, wie nah er uns war, ohne, dass ich etwas davon mitbekommen habe.

„Kann ich noch etwas für Sie tun?“ Ich drehe mich zu dem Polizisten um, der sich auf der langen Heimfahrt als „Paul“ vorgestellt hat, will schon den Kopf schütteln, doch es gelingt mir nicht. Ich will nicht allein bleiben, will nicht mein Gesicht mit den geschwellenen Augen und dem Kopfverband im Spiegel anstarren, den Bluterguss an meinem Rücken erforschen. In der Ahnung, dass ich meine Tochter vielleicht nie wiedersehe. Und doch weiß ich, dass er gehen muss. Er hat mir versprochen, aufs Revier zu fahren und zu prüfen, wie weit die Kollegen vor Ort sind. Ich hatte mitkommen wollen, doch er hatte gemeint, dass es besser wäre, wenn ich zu Hause wäre. „Falls es eine Lösegeldforderung geben sollte“, „Falls Emmi auftaucht“, „Falls ...“ Er hatte nichts davon ausgesprochen, und doch wusste ich, dass es das Richtige wäre. Er würde seinen Job tun und ich meinen. Ich würde hierbleiben und auf meine Tochter warten. Noch immer bin ich fassungslos, dass ich die Nacht im Krankenhaus verbracht habe, obwohl ich sofort zurück in unser neues Zuhause hatte fahren wollen. Meine Tochter ist an einem Ort, den ich nicht kenne. Ob sie allein ist? Oder ist ein Fremder bei ihr? Derjenige, der sie vom Spielplatz genommen und sie an einen düsteren Ort gebracht hat? Ob sie große Angst hat? Ein Wimmern entfährt mir, und Paul sieht mich mitfühlend an.

„Entschuldigung“, flüstere ich, doch er schüttelt den Kopf.

„Ihre Tochter ist verschwunden, und auf der Suche nach ihr sind Sie schwer verletzt worden“, sagt er und hebt eine Hand, nur um sie wieder sinken zu lassen. „Sie brauchen sich für überhaupt nichts zu entschuldigen, hören Sie? So würde jede andere Mutter auch reagieren.“ Die Waffe in meinem Hosenbund blitzt vor meinem inneren Auge auf. Die Handschuhe, die ich getragen habe, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen, die Schuhe, um etwaige Abdrücke zu verfälschen. Habe ich reagiert, wie jede Mutter es getan hätte? Habe ich das? Ich weiß nicht, wohin genau Paul die übergroßen Schuhe gebracht hat, nachdem ich abtransportiert wurde, die Handschuhe, die ich getragen hatte, um keine Fingerabdrücke zu hinterlassen. Er hat nichts dazu gesagt und ich habe nicht gefragt. Alles, was ich weiß, ist, dass er Helens Enkelsohn ist. Dass er von dem wusste, was in meiner alten Heimat geschehen ist. Helen hatte es ihm erzählt, nachdem ich von dort verschwunden war. Nur deshalb war er gestern so schnell dort gewesen – weil Helen ihn angerufen und ihm gesagt hatte, dass Simon mich töten wird, wenn er nicht schnell kommt. Ich weiß nicht, wie Paul es schaffen will, mich unschuldig wirken zu lassen. Schließlich gibt es dank der Handschuhe, die ich getragen habe, keinerlei Fingerabdrücke. Auch die Schuhabdrücke werden nicht passen, und die im Haus herumliegende Waffe dürfte weitere Fragen aufwerfen – wenn Paul die nicht ebenfalls entfernt hat. Doch er hat im Auto zuversichtlich gewirkt. Hat gemeint, dass niemand Nachforschungen anstellen würde, wenn sein Kollege und er seine Aussage erst einmal gemacht hätten. Und ich muss ihm vertrauen, mir bleibt gar nichts anderes übrig. Auch nach dem Schlüssel hat er mich gefragt. Nach dem Schlüssel mit dem Satz „Willkommen zurück, my funny valentine.“ Er hatte wissen wollen, ob ich die Bedeutung dahinter kannte.

Oh ja. Jetzt kenne ich sie nur zu gut. Und doch habe ich sie vollkommen falsch verstanden. Mürbe hatte Simon mich machen wollen. Er hat darauf spekuliert, dass ich eines Tages während seiner Schicht nach Hause komme, um etwas zu holen. Vielleicht hat er auch darauf gehofft, dass ich die Art Frau bin, die wieder und wieder zu ihrem Mann zurückgeht –

vollkommen gleich, was er ihr angetan hat. Alles war auf meine Heimkehr ausgerichtet. Das Flutlicht im Garten, die Botschaft auf dem Schlüssel, das neue Kamerasystem im Haus. Er hat mich verunsichern wollen, Zeit gewinnen. Selbst mit den täglich wechselnden alten Fotos hat er mich verunsichern wollen. Und doch hat es so gut gepasst. Ich war mir so sicher, dass er Emmi hat, habe keine Sekunde daran gezweifelt.

„Fahr los“, bitte ich Paul und schiebe ihn in Richtung Haustür. Er muss seinen Job machen, muss sich darum kümmern, dass meine Tochter schnell wieder auftaucht.

„Du legst dich hin und passt auf dich auf. Ich komme zwischendurch zurück und sehe nach dir.“ Er greift nach meinem Arm, bevor ich die Tür öffne. Ich nicke, spüre nun doch Erleichterung, gleich allein zu sein. Alles wird mir zu viel. Ich möchte nur einen einzigen Menschen wieder bei mir haben. „Dein Auto ist auch da“, sagt er und deutet auf den Parkplatz, auf dem tatsächlich mein Auto steht. Ein uniformierter Polizist steigt aus, und ich erkenne in ihm den Mann, der Simon gestern Abend verhaftet hat. Ich hebe die Hand zum Gruß, und er nickt mir zu, während er auf Paul zugeht, um ihn mit Handschlag zu begrüßen. Ich sehe den beiden hinterher, als sie in Pauls Dienstfahrzeug steigen, in dem er mich hierhergebracht hat. Sie fahren von der Auffahrt hinunter, und ich will die Haustür schließen, als mein Blick auf den Briefkasten fällt. Ich muss das Schloss wieder einsetzen. Bevor ich aufgebrochen bin, hatte ich es gelöst, damit mein Kontaktmann das Geld gegen die Waffe tauschen kann, doch ich muss es wieder festziehen.

Ich spüre bittere Verzweiflung in mir aufsteigen. Verzweiflung, dass dieses Schloss mir überhaupt in den Sinn kommt. Etwas derart Unwichtiges. Und doch muss ich es festziehen, in Ordnung bringen. Mir kommt der aberwitzige Gedanke, dass ich dieses Schloss in Ordnung bringen muss, damit alles in Ordnung kommt.

Ich greife zum Briefkasten, und die Vorderseite klappt nach unten. Mir entfährt ein Aufschrei, der ungehört vom Herbstwind weggetragen wird. Ich sehe den geschlossenen Brief, auf dem mein Name steht. Ich drehe den weißen Umschlag hin und her, suche nach einem Namen, einer Adresse,

doch er erzählt mir nicht, wie er hierhergekommen ist und wer ihn eingeschmissen hat. Ich reiße den Brief auf, spüre den scharfen Schmerz, als ich mir in den Finger schneide, sehe den rötlichen Abdruck, den mein Finger auf dem weißen Papier hinterlässt, bevor ich den Inhalt des Umschlags in meine Hand gleiten lasse. Ich versuche zu greifen, was ich sehe, und doch dauert es eine Weile, bis es in meinem Bewusstsein ankommt.

„Keine Sorge“, steht auf dem kleinen Zettel. „Es geht ihr ganz prima“. Meine Hände zittern, als ich erkenne, was sich in dem kleinen, durchsichtigen Plastikbeutel befindet, der aus dem Umschlag herauskullert.

Der kleine, strahlend weiß geputzte Schneidezahn meiner Tochter.

Kapitel 13

„Keine Sorge. Es geht ihr ganz prima“. Die Erinnerung an die geschwungene Schrift hat sich in mein Gedächtnis gebrannt. Worte, die ich niemals wieder vergessen werde. Ein kleiner, weißer Zahn mit einem dunkelroten Blutfleck am oberen Ende. Der Zahn meiner Tochter. Alles um mich herum beginnt sich zu drehen, als ich eine Faust vor mir sehe, die meiner Tochter den Zahn ausschlägt, eine Zange, die ihn herausreißt. Ich sehe die Hand, die die Notiz schreibt, um mir vollständig den Verstand zu rauben. Meine Finger tasten nach dem Handy, ich will Paul anrufen. Er muss zurückkommen, den Brief mitnehmen. Meine Hände zittern, als ich nach der Nummer suche. Er hatte sie mir doch eingespeichert? Ich suche, und doch kann ich nichts finden. Das Handy rutscht mir aus den Fingern, und ich stöhne, als meine Rippen beim Versuch, es aufzuheben, protestieren. Ich bleibe am Boden sitzen, versuche erneut, die Nummer zu finden, doch ich klicke erfolglos wild auf meinem Handy herum.

Wer kann derartig perfide sein, mir den Zahn meiner verschwundenen Tochter zusammen mit einer tröstenden Botschaft zu schicken? Will er mich mit dem Widerspruch verhöhnen? Mir noch mehr Angst machen, als ich ohnehin schon habe? Ich spüre, wie sich mein Zwerchfell verkrampft, als ich zu hyperventilieren beginne. Ich muss hier raus. Muss ganz dringend hier raus, bevor ich vollkommen durchdrehe. Ich werde den Brief selbst zum Revier bringen, kann unmöglich hier sitzen und warten – in dem Wissen, dass nichts geschehen wird.

Ich stehe vom Boden auf und verlasse das Haus. Atmen, tief durchatmen. Ich kann den Herbst nicht riechen. Der Tag gestern scheint alle Empfindungen geschluckt zu haben, die meine Sinne aufnehmen konnten. Auf meinem linken Ohr kann ich nichts hören, und ich weiß, dass

ich tiefer atmen müsste, um meine Lunge normal zu belasten. Doch all das ist nicht wichtig. Nichts ist mehr wichtig außer meiner verschwundenen Tochter. Ihrem Zahn. Einer Nachricht.

Ich steige in mein Auto und drehe den Schlüssel herum, spüre die sanfte Vibration. Meine Hände zittern, als ich sie ums Lenkrad lege. Ich lege einen Gang ein und rolle auf die Straße.

Bremsen! Das Hupen des anderen noch in meinem funktionierenden Ohr. Das Quietschen der Bremsen und das Schwenken, als er das Auto herumreißt, um nicht in mich hineinzufahren. Es wird mir nicht gelingen. Ich werde den Weg zur Polizei niemals schaffen. Ich lege den Kopf aufs Lenkrad, bin mir nur dumpf bewusst, dass ich noch immer halb auf der Straße stehe.

„Laura“, schießt es mir in den Kopf. Laura wird mir helfen. Der Weg zu ihr ist nicht weit. Sie wird mich zur Polizei fahren. Ich lege erneut den Gang ein. „Nur die Straße runter und zwei Querstraßen weiter“, sage ich mir. Das schaffe ich. Ich schaue zu beiden Seiten, bevor ich das Auto auf die Straße lenke.

Ich werde es ihr erklären müssen – dass ich sie angelogen habe. Dass meine Tochter doch nicht zu Hause ist, sondern weiterhin verschwunden. Ich werde ihr von Simon erzählen müssen. Doch all das hat Zeit. Zuerst muss der Brief zur Polizei. Die eigentlich kurze Fahrt zieht sich, und ich atme erleichtert auf, als ich endlich das Haus am Ende der Straße sehe. Das Haus mit dem roten Bobbycar auf der Einfahrt, das die Fahrer stets daran erinnern soll, auf die in der Straße spielenden Kinder zu achten. Tränen steigen mir in die Augen, als mir einfällt, dass es nicht Lauras Kinder sind, die hier spielen. Weil sie keine Kinder hat – niemals Kinder haben kann. Kann ich sie überhaupt mit meinem Leid belasten? Kann ich mit ihr darüber weinen, dass meine Tochter verschwunden ist, in dem Wissen, dass drei Kinder in ihrem Bauch gestorben sind?

Doch die Frage wird mir abgenommen, als die Haustür aufgerissen wird. Laura eilt nach draußen und schüttelt fragend den Kopf. „Sophie?“, ruft sie und rennt auf mich zu. Ich mache mir nicht die Mühe, mein Auto abzuschließen, lasse den Schlüssel achtlos in meine Handtasche fallen und

lehne meinen Kopf an ihre Schulter. „Was ist passiert?“, fragt sie und streicht vorsichtig mit den Händen über den weißen Verband. Ich schüttle den Kopf, kann ihr jetzt unmöglich vom Aufeinandertreffen mit Simon erzählen.

„Ich habe dich angelogen“, sage ich und spüre, wie das Streicheln einen Moment aufhört. „Sie ist weg. Sie ist nicht wiedergekommen. Sie ist weg. Jemand hat sie entführt.“ Laura greift nach meinen Schultern, drückt mich von sich weg, sieht mir in die Augen.

„Tessa ist immer noch weg?“, fragt sie, und ihre Unterlippe zittert. „Aber warum hast du ...? Wieso sagtest du ...?“ Die Fragen bleiben in der Luft hängen, und ich zucke mit den Schultern. Zu viele Fragen, die ich nicht beantworten kann, ohne ihr die ganze Geschichte zu erzählen.

„Kannst du mich zur Polizei fahren? Ich muss einen Brief abgeben, den ich gerade gefunden habe“, bitte ich. Doch ihre Hand legt sich auf meine Schultern.

„Was ist passiert?“, fragt sie. „Du hast doch gesagt, dass sie weggelaufen und dann wiedergekommen ist.“ Sie schüttelt den Kopf, und ich tue es ihr gleich, kann ihr jetzt nichts erklären.

„Auf der Fahrt?“, frage ich. Lauras Augen huschen hin und her.

„Ich kann gerade nicht weg“, sagt sie und deutet mit dem Daumen hinter sich. „Ich habe eine Pfanne auf dem Herd.“ Ich warte, dass noch etwas kommt, doch sie sagt nichts. Ich spüre Ungeduld in mir aufsteigen. Laura muss doch sehen, wie schlecht es mir geht. Ich schlucke meine Ungeduld herunter, bevor ich antworte. Sie weiß nicht, was in den letzten Stunden alles passiert ist.

„Sie wurde entführt“, sage ich. „Sie ist nicht weggelaufen. Und ich muss unbedingt zur Polizei.“ Laura streckt den Arm aus, als wollte sie ihn mir um die Schultern legen.

„Sophie, Schätzchen“, sagt sie und streicht über meinen Kopfverband. „Bist du dir ganz sicher? Du siehst aus, als hättest du dich verletzt. Und gestern erst hast du mir doch erzählt, dass Emmi häufiger wegläuft. Und jetzt eine Entführung? Ich denke, du täuschst dich, und es geht ihr ganz prima.“ Mir wird heiß, dann eiskalt. Ich spüre, wie sich kalter Schweiß auf

meiner Stirn bildet. Die ganze Zeit über habe ich falschgelegen. Meine Tochter war zum Greifen nah, und doch habe ich sie weit weg, bei meinem Ex-Mann, gesucht. Meine Beine werden weich und wollen mich nicht mehr tragen. Doch ich werde sie zwingen, nicht unter mir nachzugeben.

Ich weiche vor ihrer noch immer ausgestreckten Hand zurück, spüre den Brief brennend heiß in meiner Tasche. „Keine Sorge. Es geht ihr ganz prima“. „Ganz prima“. „Laura“, frage ich, als alle Puzzleteile nach und nach an den richtigen Platz rücken. „Woher weißt du, dass sie Emmi heißt?“

Kapitel 14

Ein weiterer Tunnel innerhalb von zwei Tagen. Dieses Mal ein Tunnel, der zur Haustür führt. Meine Beine, die sich selbstständig über den Boden bewegen, Lauras Stimme hinter mir. Sie greift nach meiner Schulter, doch ich schüttle sie ab. Meine Gedanken, die ihre Worte überdecken. Nur ein einziges Mal habe ich meine Tochter bei Laura „Emmi“ genannt. Vorgestern am Telefon, als ich ihr erzählte, dass sie verschwunden ist. Ein einziges Mal. Nichts im Vergleich zu den hundert Malen, die wir über „Tessa“ sprachen. Nur dieses eine Mal war ich so aufgeregt und durcheinander, dass ich versehentlich ihren echten Namen verwendet hatte. Und doch hatte ich Laura nichts erklärt, ihr nicht erzählt, wieso ich meine Tochter mit einem anderen Namen angesprochen habe. Trotzdem hat Laura mich gerade eben gefragt, ob Emmi noch immer verschwunden ist. Mir fällt die Tatsache ein, wie schnell Laura sich von mir hat abbringen lassen, die Polizei anzurufen – meine fadenscheinige Ausrede, dass meine Tochter oft wegläuft. Mitten im Wald. Und doch hat sie nicht versucht, mich davon zu überzeugen, die Polizei anzurufen. Wollte die Polizei nicht anrufen – konnte nicht. Der ruhig gelegene Spielplatz im Wald, den Laura mir gezeigt hat und der so unfassbar nah an ihrem Haus liegt. Einen Steinwurf entfernt. Es kann nur wenige Minuten gedauert haben, bis Laura meine Tochter in ihrem Haus hatte, nachdem sie sie sich genommen hat. Doch was hat sie dann mit ihr gemacht? Hat sie ihr wehgetan? Sie ruhig gestellt?

„Keine Sorge. Es geht ihr ganz prima.“ Der ungewöhnliche Satz, der nicht nur in dem Brief gestanden hat, sondern den Laura gerade eben selbst verwendet hat. Der Zahn, der meiner Tochter nicht ausgeschlagen wurde. Der wackelnde Schneidezahn, der ihr ausgefallen ist. Der Brief war kein perfides Psychospiel, kein Spiel, mit dem mir der größtmögliche

Schrecken eingejagt werden sollte. Es war ein Trost. Ein tatsächlicher Trost. Der Trost einer kranken Frau, die weiß, wie es sich anfühlt, das eigene Kind zu verlieren. „Was für eine Hübsche“, hatte sie gesagt, als wir uns beim Einkaufen zum ersten Mal gesehen hatten. Sie hatte mich gefragt, wie alt meine Tochter sei, und als ich ihr antwortete, hatte sie sich an den Bauch gegriffen. „Meine Tochter ist auch sechs“, hatte sie mir erzählt und mir später erklärt, dass sie jedes Jahr wieder Geburtstagsessen organisierte – am Stichtag, der als Geburtstermin ausgerechnet worden war, bevor ihre Kinder in ihrem Bauch starben.

Laura greift nach meiner Hand, als ich die Haustür öffnen will, doch ich schüttle sie ab. Rufe nach meiner Tochter. Erst Emmi, dann Tessa. Luras Hand legt sich über meinen Mund, und ich stöhne auf, als sie mich umklammert. Meine gebrochenen Rippen knirschen unter dem Druck ihres Armes. Meine Atmung geht schneller, und Panik steigt in mir auf. Ich erinnere mich, wie es sich anfühlt, nicht atmen zu können, werde das kein zweites Mal überstehen. „Ruhe“, sagt sie nah an meinem Ohr. „Gracie schläft, und du weckst sie auf.“ Panik. Sie hat mir erzählt, dass ihr Kind Grace heißen sollte, und ich habe keine Ahnung, wie tief sie in dem Wahn versunken ist, dass es sich bei meiner Tochter um Grace handelt.

Ich beiße zu, spüre, wie das Fleisch ihrer Hand zwischen meinen Zähnen zusammengepresst wird, höre ihren Aufschrei, bevor sich ihr Griff endlich lockert. Ich stoße sie nach hinten, eile zur ersten Tür in ihrem Haus und reiße sie auf.

„Emmi!“ Meine Stimme klingt gehetzt, als ich in den ersten Raum renne. „Tessa?“ Ich lausche in die Stille, kann nichts hören. Panik kommt in mir auf, als ich mich umdrehe und feststelle, dass Laura nicht mehr da ist. Wo ist sie hin? Wird sie Emmi etwas antun? Wird sie Emmi bestrafen? Dafür, dass sie lebt und Luras eigene Kinder gestorben sind? Ich will zur Tür rennen, hinaus, Laura folgen, die so viel schneller bei meiner Tochter sein wird als ich selbst.

„Sie heißt Grace“, höre ich eine vertraute und dennoch eigenartig fremde Stimme, bevor ich die Zimmertür erreiche. Ich stehe in Luras Schlafzimmer, und dieses Mal habe ich ohne zu zögern die Schranktür

aufgerissen. Schon immer hat Emmi sich im Schrank versteckt, wenn sie gehört hat, was Simon mir antat. Ich war es, die das zitternde Mädchen aus ihrem dunklen Verlies befreite, der zu ihrem Schutzraum geworden ist. Langsam tritt Laura in den Türrahmen. In der Hand die gut zehn Zentimeter lange, silbern glänzende Klinge, die sie in meine Richtung hält. „Sie heißt Grace“, wiederholt sie und kommt einen Schritt näher.

„Keine Polizei“. Schießt es mir durch den Kopf. Dieses Mal wird niemand kommen, um mich zu retten. Dieses Mal ist Helen hunderte Kilometer entfernt, beschützt mich nicht durch ihr Wohnzimmerfenster hindurch. „Laura“, sage ich, doch sie schüttelt den Kopf.

„Weißt du eigentlich, was für ein Glück du hast?“, fragt sie und kommt auf mich zu. Ich weiche zur Seite, und sie ändert ihre Position, ich drehe mich, und sie folgt meiner Bewegung. Wie ein Tanz muss das aussehen – wäre da nicht das Messer, das sie noch immer auf mich gerichtet hält. „Carbonstahl“, geht mir der nebensächliche Gedanke durch den Kopf, als ich den Rostfleck auf der Schneide entdecke. Ich selbst habe mich immer geärgert, dass die Messer aus diesem Material so schnell anlaufen. Und doch habe ich sie behalten, weil sie die schärfsten Messer waren, die ich jemals besessen habe. Mühelos habe ich mit ihnen Fleischknorpel, Sehnen und Muskeln durchtrennt. „Du hast unfassbares Glück“, wiederholt sie. „Sie ist ein zauberhaftes Mädchen“, sagt Laura, und ich nicke. „Und trotzdem hast du sie nicht genug geliebt. Ich habe gewartet, habe geschaut, ob du auch gut auf mein Mädchen aufpasst. Aber das hast du nicht. Es hat nicht lang gedauert, bis du sie aus den Augen gelassen hast – lange aus den Augen. Weißt du, was ihr alles Schlimmes hätte passieren können? Es gibt wirklich böse Menschen auf dieser Welt! Die kleine Maus ist ohne Zögern mit mir gegangen, weißt du? Ich brauchte ihr nur zu sagen, dass du gerade keine Zeit hast. Dass du mich gebeten hast, sie ein paar Nächte bei mir schlafen zu lassen. Da ist sie mitgekommen.“ Ich will widersprechen, doch die Worte bleiben mir im Hals stecken. Stimmt das wirklich? Ist meine Tochter tatsächlich mit Laura mitgegangen, ohne an ihren Worten zu zweifeln? Laura spricht bereits weiter. „Immer hast du am Handy gehangen, hast gemeint, dass du etwas klären müsstest.“ Ich will

auflachen. Habe ganz andere Dinge klären müssen, als Laura sich vorstellen kann. Und doch regt sich ein leiser Zweifel. Hat das alles dazu geführt, dass Emmi tatsächlich ohne Zögern mit zu Laura nach Hause gegangen ist?

„Ich weiß von eurem kleinen Geheimnis.“ Ich gerate aus dem Tritt, kann mir nicht vorstellen, dass Emmi Laura alles erzählt hat. Ihr ganzes Leben lang haben wir trainiert, unser Privatleben hinter unseren Hausmauern zu verbergen. Doch Lauras nächste Worte zeigen mir, wie falsch ich lag. „Es war ganz einfach. Ich musste ihr nur sagen, dass ich weiß, dass sie Emmi heißt. Oder dachtest du, ich hätte mir nichts dabei gedacht, als du mich angerufen hast? Niemand verwechselt den Namen seiner Tochter. Niemand! Sie hat mir erzählt. Alles – als hätte es bereits seit Jahren wie ein Stein auf ihrer Seele gelegen. Wie konntest du nur?“ Ihre Worte treffen mich wie eine Ohrfeige. Worte, die ich mir selbst allzu oft gestellt habe. Wie konntest du so lang bei ihm bleiben? Wie konntest du zulassen, dass sie all das Leid, all den Schmerz miterlebt? Ich hebe ergeben die Hände.

„Laura“, sage ich und versuche einen weiteren Ausweischritt, dem sie erneut folgt. Ich spüre den Schrank in meinem Rücken, kann nirgends mehr hin. Und dennoch: Selbst, wenn sie kein Messer hätte, könnte ich nicht gegen sie kämpfen. Mein Körper würde mich im Stich lassen, mir einmal mehr den Dienst versagen. Ich sehe die Entschlossenheit in Lauras Blick. Sie wird nicht aufgeben, wird mir meine Tochter niemals freiwillig zurückgeben.

„Laura“, sage ich erneut. „Du kannst dir nicht vorstellen, wie das gewesen ist. Ich habe sie immer beschützt. Ich liebe Emmi.“

„GRACE!“ Ihre Stimme ist hysterisch, kreischend in meinem rechten Ohr. Ich will ihr erklären, dass ich all das für Emmi getan habe, doch ich sehe, dass sie nichts mehr aufnehmen kann. Sie ist in ihrer eigenen Welt, einer Welt, in der sie zusammen mit ihrer toten Tochter lebt. Eine Welt, die ich nie zuvor bemerkt habe, weil sie sie gut versteckt hinter ihren vier Wänden verschlossen und nicht nach außen getragen hat. Wie lange schon mag sie sich vormachen, sie würde gemeinsam mit ihrer Tochter in diesem Haus leben? Und was ist mit den anderen Kindern, die sie verloren hat?

Denkt sie, dass auch sie an ihrer Seite leben? Und welche Veränderung geht mit ihr einher, wenn sie aus dem Haus tritt? Wie schafft sie es, sich so perfekt in die Außenwelt zu integrieren, wenn sie hinter ihren eigenen vier Wänden in eine andere Welt eintritt?

Alle die Fragen stürzen auf mich ein, als ich polternde Schritte auf der Treppe höre. Wofür meine dünne, geschändete Stimme zu leise war, das hat Lauras hysterischer Schrei geschafft. „Ist die Übernachtungsparty vorbei?“, höre ich Emmis zarte Mädchenstimme aus dem Flur. Sie reibt sich die Augen, als sie in den Türrahmen tritt. „Darf ich jetzt wieder zu meiner ...“

Die Frage bleibt ihr im Hals stecken, als sie mich sieht. „Mami“, ruft sie und breitet die Arme aus. Sie trägt ein Kuscheltier in der Hand, einen großen, rot leuchtenden Drachen und sieht weder verängstigt noch verletzt aus. Ich sehe das verrückte, glückselige Lächeln auf Lauras Gesicht, während sie sich zu meiner Tochter dreht und die Arme ausbreitet. Sie will meine Tochter auffangen, sie in der Luft herumwirbeln und ihr lautes Kinderlachen hören. Doch Emmi läuft direkt an ihr vorbei, lässt den Drachen auf dem Weg zu mir fallen, fliegt mir in die Arme und reißt den Mund auf. „Hast du dir wehgetan?“, fragt sie, als sie meinen Verband sieht. Ich sehe im Gegenzug die Zahnlucke, die ihr Schneidezahn hinterlassen hat. Ich schüttle den Kopf.

„Das war toll, Mami“, poltert sie drauflos, ohne zu bemerken, wie Laura hinter ihr sich versteift. Ich presse ihren Körper fest an mich, drücke ihren Kopf an meine Wange. „Ich durfte einen Film bei Tante Laura sehen und Eis essen und zwischen allen Kuscheltieren schlafen. Das müssen wir bald wieder machen. Aber dann sagst du mir vorher Bescheid, ja? So war das eine ganz schön große Überraschung.“

„Nicht jetzt“, unterbreche ich ihren Redeschwall und setze sie ab, um sie hinter mich zu schieben. In diesem Moment entdeckt meine Tochter das Messer und damit die Gefahr, die von Laura ausgeht. Ich höre ihren spitzen Angstschrei. Ein Geräusch, das ich lang nicht mehr gehört habe. In der Zeit, bevor wir geflohen sind, hat sich das, was einmal Schreie gewesen sind, in leises Wimmern verwandelt. Wimmern hinter

vorgehaltener Hand aus dem Wandschrank heraus. Ich zucke zusammen, als meine Tochter einen Schritt zur Seite weicht und die Schranktür hinter mir schmerzhaft in meinen Rücken stößt. Und auch, wenn ich mir geschworen habe, dass meine Tochter sich niemals wieder in einem Schrank verstecken wird, ist genau das der einzig richtige Ort, an dem sie in diesem Moment sein kann. Ich greife nach hinten, öffne die Schranktür, schiebe meine Tochter hinein und stelle mich schützend davor.

„Laura“, sage ich ein drittes Mal, als die Frau erneut das Messer hebt. „Du bekommst meine Tochter nicht. Bitte lass uns gehen.“ Das Lächeln, das sich auf ihrem Gesicht ausbreitet, ähnelt dem Fletschen von Zähnen.

„Er ist gegangen“, sagt sie, und ihre Nasenlöcher blähen sich, als wollten sie dabei helfen, ihr Gesicht vollends zu entstellen. „Mike ist gegangen. Und er hat meine Kinder mitgenommen.“ Ich schüttle den Kopf, verstehe nicht. „Wir hatten drei, weißt du?“ Sie deutet mit dem Kopf in Richtung Schlafzimmerfenster. Ich sehe flüchtig nach draußen, sehe die Schaukel, das Bobbycar. Die Dinge, die Autofahrer daran erinnern sollen, vorsichtig zu fahren. „Grace liebt es, zu schaukeln“, sagt Laura und wiegt sich nach vorn und zurück. Ich stehe noch immer breitbeinig vor dem Kleiderschrank, im Rücken die Tür, die als Barriere zwischen meiner Tochter und der Frau vor mir dient. Erneut sehe ich zur Schaukel. Perfekte Vorgartenrasenfläche unter dem Schaukelbrett. Nicht der hässliche, braune Sandfleck, der sich durch anschwingende und stoppende Füße oder abspringende Füße unter jeder Schaukel bildet. Natürlich hat hier nie jemand geschaukelt. Und dennoch habe ich auch hier die Zeichen falsch gedeutet. Niemals hat das Kinderspielzeug im Vorgarten gestanden, um als Hinweis für Fahrer zu dienen. Stattdessen hat Laura sich in diesem Haus ein Paralleluniversum aufgebaut, muss es schon seit Jahren Stück für Stück errichtet haben, bis sie tatsächlich dachte, sie würde mit ihren Kindern gemeinsam in diesem Haus leben – und mit ihrem Mann Mike. War er es, der ihr bis vor Kurzem noch geholfen hat, zumindest außerhalb des Hauses die Kontrolle zu behalten? Hat sie deshalb noch am „normalen“ Leben teilnehmen können? Vielleicht hat die Tatsache, dass er sie verlassen hat, bewirkt, dass ihr letzter Schutzwall nun vollends

zusammengebrochen ist. Vielleicht sind die Grenzen deshalb so stark verschwommen, dass sie meine Tochter für ihre älteste hält.

„Grace schaukelt zu hoch.“ Die Worte rutschen mir heraus, bevor ich darüber nachdenken kann. „Laura, sie schaukelt zu hoch. Das ist gefährlich.“ Und obwohl mein Plan nicht ausgereift ist, hat er den gewünschten Effekt. Laura lässt das Messer sinken und rennt zum Fenster hinüber.

„Gracie?“, ruft sie und sieht suchend aus dem Fenster. Ich habe bereits eine Hand am Wandschrank, will ihn gerade öffnen, als der Moment der Ablenkung schon vorbei ist. Laura dreht sich zu mir zurück, sieht, wie ich die Hand vom Knauf des Schrankes löse. „Aus dem Weg“, sagt sie, und ihr Gesicht ist zu einer maskenartigen Fratze verzogen. Ich schüttle den Kopf, stabilisiere meinen Stand. „Aus dem Weg!“ Dieses Mal kreischt sie es, kommt eilig auf mich zu, hebt das Messer.

„Laura!“, schreie ich, als sie mit gehobenem Messer vom Fenster aus auf mich zurennt. Ich hebe die Arme zum Schutz, doch Laura kommt nicht bei mir an. Sie tritt auf den feuerroten Drachen, den meine Tochter auf dem Weg zu mir fallen ließ, gerät ins Straucheln und stürzt. Ich höre ihr Seufzen, ein metallisches Ratschen, als sie bäuchlings auf den Boden fällt. Ich muss sie nicht umdrehen, um zu wissen, was passiert ist. Und dennoch tue ich es. Ich laufe zu ihr hinüber, drehe sie auf den Rücken. Der Schaft des Messers ragt aus ihrem Bauch und noch, bevor ich es verhindern kann, greift sie danach. „Nicht!“ Mein Schrei übertönt das erneute Ratschen, als Laura das Messer mit einem Ruck herauszieht. Ich reiße es ihr aus der Hand, schleudere es aus dem Zimmer, bevor ich auf die Wunde schaue. Dickes Blut sickert daraus hervor, fast schwarz sieht es aus. Ich höre das Knarzen, als sich die Schranktür öffnet, leise, schnelle Schritte auf dem Boden, bevor sich die Hände meiner Tochter um meinen Rücken legen. Schmerz schießt hinein, wo sie mich berührt, wandert hinauf bis in meinen Nackenansatz, und doch ist es das schönste Gefühl, das ich je hatte. Ich habe mein Kind zurück, und sie ist in Sicherheit. Ich will schon aufstehen, will meine Tochter mit mir aus dem Haus nehmen und alles hinter uns lassen, als zwei Dinge gleichzeitig geschehen. Laura greift nach meinem

Arm, während sich ihre Augen mit Tränen füllen. „Du musst dich um Gracie kümmern“, bittet sie und hinterlässt einen blutroten Fleck auf meinem Unterarm.

Und meine Tochter flüstert in meinem Rücken: „Hat Tante Laura sich wehgetan?“ Ich schnappe nach Luft, drehe mich zu meiner Tochter und sehe sie zum ersten Mal heute richtig an. Sehe die Zahnücke, auf die wir so lang gewartet haben, die sorgsam geflochtenen Zöpfe, die an den Seiten ihres Kopfes hinunterhängen, das lachsfarbene Kleid, das ich noch nie zuvor gesehen habe. Laura hat ihr nicht wehgetan, niemals wehtun wollen. Die Panik hat ein groteskes Bild in mir gemalt. Ein Bild, auf dem meine Tochter Schmerzen leidet, Angst hat, weint und verzweifelt nach mir ruft. Es wird eine Weile dauern, bis die Erleichterung die Panik verdecken kann – falls das überhaupt jemals der Fall sein wird. Doch es ist wahr. Meine Tochter ist wieder bei mir, in Sicherheit. Ich habe es geschafft, konnte sie retten. Und ich konnte uns beide für immer von Simon befreien. Auch er wird uns niemals wieder Angst machen können.

Ich spüre, wie all die Anspannung der letzten Tage von mir abfallen will, doch kann es noch nicht zulassen. Wir sind hier noch nicht fertig. Mein Blick fällt auf das viele Blut. All das Blut, das sich auf dem Boden ausbreitet. Es geht von einer Frau aus, die ebenso viel Leid in ihrem Leben erfahren hat wie ich. Doch sie konnte sich nicht aus ihrer Trauer befreien, hat sich stattdessen ein vollkommen neues Leben erschaffen. Ein Leben, in dem meine Tochter zu ihrer Tochter wurde. Niemals werde ich ihr verzeihen können, was sie mir angetan hat. Und dennoch sehe ich, dass meine Tochter bis vor wenigen Minuten einige schöne Tage bei ihr verbracht hat.

„Tust du mir einen Gefallen?“, frage ich Emmi und drehe mich im Sprechen zurück zu Laura. Ich greife mit einem Arm nach hinten und drücke ihren kleinen Körper fest an mich, während ich das Handy aus meiner Tasche ziehe. Ich spüre ihren kleinen, schnellen Herzschlag in meinem Rücken, so fest presst sie sich an mich, selbst, als ich die Arme nach vorn nehme. „Mami hat Rückenschmerzen“, erkläre ich ihr, obwohl sie mich wahrscheinlich ohnehin nicht losgelassen hätte. „Und es fühlt

sich gut an, wenn du mich so umarmst. Kannst du genauso bleiben und dich nicht bewegen, bis ich hier fertig bin?“ Ich spüre ihr Nicken, wähle den Notruf und nenne die Adresse, bevor ich von der Stichverletzung spreche. „Bleib da, halt Mami ganz fest“, sage ich, als ihre Berührung sanfter wird. „Und wenn du den Krankenwagen hörst, sagst du mir Bescheid, in Ordnung? Sie wollen Tante Laura nämlich wieder gesund machen.“

Doch das Blut straft meine Worte Lügen. Überall Blut. Noch immer tritt es aus Lauras Körper aus, läuft an ihren Seiten hinunter und bildet einen großen, dunkelroten Fleck auf dem Boden. Ich drücke meine Hände auf ihren Bauch, doch das ist nicht genug. Meine Hände können die Wunde, die beim Herausziehen des Messers noch größer geworden ist, nicht abdecken. Ich sehe mich im Raum um. Ein Kissen auf dem Bett. Doch es ist viel zu flauschig. Ich werde nicht genug Druck ausüben, wenn ich es zum Abdecken der Wunde benutze. Ich sehe an mir hinunter, trage längst keinen Schal mehr. Ich habe ihn abgelegt, nachdem ich mit Emmi von Simon weggegangen bin. Zu oft habe ich Verletzungen damit überdecken müssen. Nie mehr werde ich einen Schal tragen können, ohne mich an all die Qualen zu erinnern. Mein Blick fällt auf einen roten, flauschigen Punkt zwischen all dem Blut. Da liegt der kleine Drache, über den Laura vor wenigen Minuten gestolpert ist. Das kleine Kuscheltier, das einst Grace gehört haben muss. Vielleicht hat Laura es vor Jahren auf ihren Bauch gepresst, mit verzerrter Stimme. Ein Spielgefährte, der nur darauf gewartet hat, das kleine Mädchen auf der Welt zu begrüßen und dennoch bis vor einigen Tagen nicht zum Einsatz gekommen ist. Bis meine Tochter damit gespielt hat. Bis er uns beiden das Leben gerettet hat. Ich greife nach dem Stofftier. Es ist größer als meine Hände und fest im Stoff. Es könnte funktionieren. Ich presse den kleinen, feuerroten Drachen fest auf die Wunde, höre Lauras Stöhnen, bevor sie zu sprechen beginnt. „Er ist weg“, flüstert sie erneut, und ich ahne, dass sie von ihrem Mann spricht, mit dem sie all ihr Leid geteilt hat. „Und er hat meine Mädchen mitgenommen.“

„Nein“, sage ich und drücke meine Hände fester auf ihren Bauch. Ich rutsche ab in dem warmen Blut, das aus der Wunde sickert. „Nein, Laura“,

sage ich erneut. „Dein Mann hat deine Mädchen nicht mitgenommen. Siehst du nicht? Sie spielen draußen mit meiner Tochter.“

Ich spüre die Hände meiner Tochter, die sich fester um meine Seiten schließen, sehe, wie Lauras Blick durch den Raum schweift, als versuche sie, das Fenster zu finden. „Grace?“, fragt sie, und inzwischen erkenne ich das Wort nur noch auf ihren Lippen.

„Richtig“, sage ich. „Deine Mädchen spielen draußen mit meiner Tochter zusammen.“

„Tatsächlich“, flüstert sie fast tonlos und dreht ihr Ohr in Richtung Fenster. „Jetzt kann ich die Mädchen hören.“

- Ende -

Wie hat Ihnen mein Kurzthriller gefallen?

**Ich freue mich über jedes Feedback,
am liebsten auf [Facebook](#)
oder bei [Instagram](#).**

Wenn Ihnen mein Kurzthriller gefallen hat, gefällt Ihnen sicher auch:



Die Frau im Fenster gegenüber

Rose Hard & Gunnar Schwarz

*Du weißt genau, was du im Fenster
gegenüber gesehen hast, oder?*

Warum glaubt dir dann niemand?

Jetzt bei Amazon kaufen:

amazon.de/dp/B0DQP3QDQT/

Josefine West lebt seit der Scheidung von ihrem gewalttätigen Ehemann allein in einer Wohnung in der Innenstadt. Dank Therapie, Job und guten Freunden hat sie ihr Leben endlich wieder im Griff - glaubt sie jedenfalls...

Bis sie eines Tages im Fenster des Altbaus auf der anderen Straßenseite das Gesicht einer reglosen Frau entdeckt, die ihr zum Verwechseln ähnlich sieht. Einige Tage später taucht die Frau erneut am Fenster auf, und diesmal scheint sie sogar um Hilfe zu rufen. Josefine ruft die Polizei, die daraufhin das Haus durchsucht und eine leere Wohnung vorfindet. Niemand scheint ihr zu glauben, doch Josefine weiß, was sie gesehen hat. Und wer auch immer dort gestanden hat, weiß es auch ...

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.rosehard.de,
www.instagram.com/rosehard.autorin,
www.facebook.com/rosehard.autorin und
www.feuerwerkeverlag.de/hard/